P.P. 3027 Bern
Die Post CH AG

N°4/2022

HKB-Zeitung

Hochschule der Künste Bern
HKB

Dezember 2022
4× jährlich

YO+JW
MJ+MA+MG
CB+MF
GC+MA+MT
TB+AR+EG

Dialoge zwischen/dialogues entre

Yeboaa Ofosu + **Joshua Walton**

Marc Jäger + **Moritz Achermann** + **Monika Gerber**

Christoph Brunner + **Michael Fehr**

Géraldine Cloux + **Madeleine Amsler** + **Murat Temel**

Thomas Beck + **Annie Rüfenacht** + **Eliane Gerber**

Thema: Antidiskriminierung

3 *Identität als Bekenntnis oder Zuschreibung*
Yeboaa Ofosu und Joshua Walton

6 *Privilegien, Respekt und soziale Stellung*
Marc Jäger, Moritz Achermann und Monika Gerber

9 *Chancengleichheit und Beeinträchtigungen*
Christoph Brunner und Michael Fehr

13 *Conflits d'objectifs – canon et appropriation culturelle*
Géraldine Cloux, Madeleine Amsler et Murat Temel

17 *Handlungsfähigkeit der Hochschule im Umgang mit Diskriminierung*
Thomas Beck, Annie Rüfenacht und Eliane Gerber

21 *Schluss mit Ausschluss*
Jahresprojekt HKB

22 *Einblick in den diskursiven Alltag*
Hanna Antonia und Flamur

HKB aktuell

25 *Veranstaltungen*

26 *Ausgezeichnet*:
Noemi Somalvico

27 *Zu Gast:*
Michèl Kessler

28 *Student*in im Fokus*:
Simona Shurbevska

28 *Absolvent*in im Fokus*:
Eléonore Bernard

29 *Rückblick*:
Immatrikulationsfeier 2022

31 *Ein Weiterbildungsstudiengang stellt sich vor:*
CAS InterActing

32 *Schaufenster* –
Arbeiten aus der HKB

source: https://doi.org/10.24451/arbor.18755 | downloaded: 27.4.2024

Die Themen Diversität und Antidiskriminierung sowie die medial omnipräsenten Identitätsdiskurse stehen im Mittelpunkt der letzten Ausgabe der HKB-Zeitung in diesem Jahr.

Das gesellschaftspolitische Klima unserer Zeit ist extrem polarisiert und aufgeheizt. Einige wichtige Themen, wie die Analyse von systemimmanentem Rassismus, die kritische Reflexion kultureller Aneignung, die Aufarbeitung unserer kolonialen Vergangenheit oder der Schutz von Minderheiten in einer an Diversität zunehmenden Gesellschaft, werden im medialen Dauerfeuer zunehmend diskreditiert.

Was bedeutet das für eine Institution wie die HKB, die in ihrem *Code of Conduct* für Offenheit, Diversität sowie für einen respektvollen Umgang und wertschätzende Zusammenarbeit einsteht und sich jeder Form von Diskriminierung verwehrt?

Zunächst: Der Anspruch auf Schutz ist angesichts der aggressiv geführten Identitätsdebatten nachvollziehbar. Gleichzeitig kann es nicht Aufgabe einer Bildungsinstitution sein, jede und jeden vor allem zu schützen, was nicht dem eigenen Weltbild, dem eigenen Gefühlshorizont entspricht. Stattdessen setzen wir in der HKB auf Sensibilisierung und auf eine Ausbildung zu eigenverantwortlichem Handeln.

Dies wiederum ist nur möglich, wenn wir den Ort, in dem diese Ausbildung stattfindet, schützen vor Übergriffigkeit und Regulierungswut. Ein *Safe Space* kann die HKB nur sein im Sinne eines Raums, der allen Akteur*innen Meinungs- und Kunstfreiheit garantiert und einen kritischen, multiperspektivischen Dialog ermöglicht. Gegeneinander abgegrenzte, undurchlässige «Meinungsblasen» oder gar die Zensur inhaltlicher und künstlerischer Diskurse dürfen nicht die Antwort auf die allgegenwärtige Verunsicherung sein. Das Ende der Dialogbereitschaft bedeutet das Ende eines offenen Gesellschaftsbegriffes, Selbstzensur zerstört schöpferische Prozesse.

«Ich stehe nicht für eine politische Partei oder eine euch auslöschende Macht», schreibt Kim de l’Horizon, Gewinner*in des Deutschen und Schweizer Buchpreises, in der grossartigen und bewunderungswürdigen Replik an den scheidenden Bundesrat Ueli Maurer (NZZ vom 22.10.2022). «Ich stehe nicht für die Menschen, die sagen, dass alte weisse Männer der Kern allen Übels sind. (...) Ich – stehe – für – mich. Und kann es sein, dass genau das so bedrohlich ist? Dass hier ein Mensch steht, der nicht hineinpasst, der, obwohl er ständig herumgeschubst wird, wieder hinsteht, dem gesagt wird, er sei peinlich, hässlich, monströs, ausserirdisch, und der sich dennoch nicht versteckt, sondern für sich, für seine Monstrosität einsteht? Ein Biest, das keine Schöne braucht, sondern das weiss, dass es beides ist: das Schöne und das Biest?»

Von Kims Mut und Präsenz können wir alle lernen. Ich bin stolz auf HKB-Absolvierende wie Kim. Danke.

Thomas Beck, Direktor HKB

Liebe Leser*innen

Übersetzen, Corona, Reisen, Nacht, Trends, Kreativwirtschaft, Nischen, Perlenkettenbrief, Kochen, Krieg, Natur und nun *Antidiskriminierung*: Die Themenschwerpunkte der HKB-Zeitung in den letzten drei Jahren lesen sich wie ein Stimmungsbarometer, der etwas wild ausschlägt. Das kommt nicht von ungefähr: Als breit gestreutes, redaktionell unabhängiges Publikationsorgan der Hochschule der Künste Bern waren wir in diesen drei Jahren gesellschaftspolitisch herausgefordert.

Im laufenden Jahr hat die HKB zahlreiche identitätspolitische Diskussionen geführt und zugänglich gemacht. Unter dem Titel *Schluss mit Ausschluss* und unter der Leitung einer Arbeitsgruppe (bestehend aus Christoph Brunner, Yeboaa Ofosu, Eliane Gerber und Simone von Büren) wurde das Thema HKB-weit abgefragt, Massnahmen vorgeschlagen und ergriffen, sowie Veranstaltungen durchgeführt. Nun also, mit dieser Ausgabe, tauchen wir auch mit der HKB-Zeitung ein in die Identitätsdebatte.

Diese HKB-Zeitung ist ein kleines Experiment. Wir stellen die Zeitung als Plattform zur Verfügung, wir nehmen mit dieser Ausgabe keine abschliessende und ausschliessende Position ein. Die HKB-Zeitung sucht weiterbringende Dialogformen: Wir haben Stimmen zum Thema *Antidiskriminierung* in einen Dialog gebracht und bilden diese ab – ungefiltert und kommentarlos, wenig geleitet und marginal redigiert.

Lesen Sie hier fünf Wortprotokolle zum Thema *Antidiskriminierung* von HKB-Angehörigen und Gästen. Inhaltlich gab es für diese Gespräche keine Vorgaben, nur einen stimulierenden Input und Regeln, die das Gespräch strukturierten: 1. Es stehen maximal 45 Minuten zur Verfügung. 2. Das Gespräch wird mit einer kurzen Selbsteinführung begonnen. 3. Alle Beteiligten sollen ungefähr gleichviel Gesprächsanteil haben. 4. Es soll respektvoll miteinander umgegangen werden.

Der umfassende, nachsichtige Dialog stand im Vordergrund. Uneinig sein, ohne Fronten zu bilden, unterschiedliche Haltungen zulassen, um Horizonte zu öffnen und Begegnungen zu ermöglichen.

Noémie Fatio, Alumna Visuelle Kommunikation, hat die Gesprächsteilnehmer*innen aufgrund eines Fotos illustriert. Im Nachspann der Gespräche lesen Sie ein Fallbeispiel aus dem HKB Theater.

Wir danken allen Gesprächsteilnehmer*innen und Autor*innen für ihre Dialogbereitschaft. Und wir hoffen, dass Sie, liebe*r Leser*in, den Dialogen Erkenntnisse und Einblicke abgewinnen können.

Mit besten Grüssen
Christian Pauli
Leiter Redaktion HKB-Zeitung

YO+JW

Nagellackfarbe und Repräsentation –Identität als Bekenntnis oder Zuschreibung

Ein Gespräch zwischen der Dozentin **Yeboaa Ofosu** und dem Theaterstudenten **Joshua Walton**

YO: Ich heisse Yeboaa Ofosu. So heissen Menschen, die aus Ghana stammen. Herkunft ist etwas Wichtiges. Ich bin stolz darauf und habe auch sehr viel Afrika-Erfahrung. Ich bin eine Kulturwissenschaftlerin, habe Literatur, Musikwissenschaft und Philosophie studiert. Zudem bin ich eine Kulturmanagerin – ich habe viel organisiert, verwaltet, veranstaltet. Ich bin aber vor allem eine Kulturförderin. Die letzten acht Jahre habe ich beim Migros-Kulturprozent verbracht und da viel Kultur gefördert und ganz viel Strategisches gemacht. Ich bin Kulturwissenschaftlerin, Kulturmanagerin und Kulturförderin, bei der auch die Herkunft wichtig ist. Ich spreche gern über Herkunft, anders als der aktuelle Trend, wonach man nicht mehr nach der Herkunft fragen soll. Ich lebe in Bern und Zürich, ich bin neuerdings verheiratet und es geht mir gut.

JW: Mein Name ist Joshua Walton, ich bin 25 Jahre alt, in Deutschland geboren und aufgewachsen und zum Studieren in die Schweiz gezogen. Vor meinem Schauspielstudium habe ich eine Ausbildung zum Theaterpädagogen gemacht und sehr viele Theatergruppen mit Kindern, mit Senior*innen, mit Menschen mit Behinderungen, mit Geflüchteten usw. geleitet. Dann habe ich Schauspiel im Bachelor studiert und bin jetzt im zweiten Semester im Master Expanded Theater. Ich könnte mir vorstellen, dass es für diejenigen, die diesen Artikel lesen und mich und dich nicht sehen, vielleicht ganz gut ist, zu wissen, dass ich ein weisser Cis-Mann bin.

YO: Mit roten Fingernägeln.

JW: Genau. Ein weisser Cis-Mann mit roten Fingernägeln. Damit ihr alle Bescheid wisst.

YO: Bei mir wäre da anzumerken, dass ich eine PoC bin, wie das heute heisst, eine Person of Colour, weil mein Vater aus Ghana und meine Mutter aus der Schweiz stammt. Worüber sprechen wir jetzt? Ich möchte kurz etwas erzählen. Ein paar Tage vor Beginn des vorletzten Semesters kaufte ich einen blauen Nagellack. Ich brauche sehr selten Nagellack, weil ich kaum Zeit für die Nagelpflege habe. Am ersten Tag des Semesters, da war der Kurs *Code of Identity*, hatte ich diesen blauen Lack auf den Nägeln. Und dieser Lack war sehr dunkel geraten. Ich dachte eigentlich, ich hätte einen normalen blauen Lack gekauft, aber wenn man die Nägel zweimal anstreicht, wird er fast schwarz. In den ersten paar Stunden im Kurs fiel mir auf, dass einige Cis-Männer auch schwarzen Nagellack trugen. Wir sprechen von Repräsentation und ich habe mich gefragt, was das bedeutet, wenn ich diesen lesbar schwarzen Nagellack trage.

JW: Meinst du spezifisch die Farbe Schwarz als Nagellack?

YO: Nein, was bedeutet es, dass ich überhaupt Nagellack trage, denn im Moment tragen ja auch junge Männer Nagellack. Ich habe diese Frage im Kurs nicht gestellt, wir waren schlicht noch nicht so weit miteinander, dass ich diese Frage hätte stellen können. Deshalb möchte ich die Frage jetzt an dich stellen. Wenn eine Dozentin daherkommt und Nagellack trägt, du siehst aber, es ist nicht die Deux-Pièces-Frau, die Managerin …

JW: Was heisst Deux-Pièces?

YO: Wenn man ganz adrett und sehr konservativ angezogen ist. Deux-Pièces-Frauen tragen dann vielleicht ganz schön roten Nagellack. Wie würdest du das lesen? Was repräsentiere ich, wenn ich als Dozentin im selben Stil daherkomme wie einige der Student*innen?

JW: Mit Sicherheit haben Dozentinnen von mir auch schon Nagellack getragen, es ist mir einfach nicht aufgefallen. Dementsprechend verbirgt sich für mich hinter der reinen Tatsache des Tragens von Nagellack nicht unbedingt eine Symbolik oder eine Message, die man erkennen oder lesen kann. Aber ich finde, es kommt auf die Umstände an, die dem dann doch Bedeutung beimessen können. Wenn ein Cis-Mann Nagellack trägt, hat das mehr Auffälligkeit, als wenn eine Cis-Frau das tut.

YO: Was würde es bedeuten, wenn ich ein Dozent wäre und mit gestrichenen Fingernägeln daherkäme?

JW: Es würde mir auffallen, ich würde mir in dem Moment aber keine Gedanken darüber machen. Wenn du mich aber hier fragst und ich im Nachhinein über so einen Moment nachdenke oder mir

Yeboaa Ofosu

Joshua Walton

so einen Moment vorstelle, weiss ich, dass es für mich so etwas bedeutet wie: Wir kommen aus einer ähnlichen gesellschaftlichen Bubble. Die Wahrscheinlichkeit ist hoch, dass wir über ähnliche Themen nachdenken, vielleicht sogar teilweise eine ähnliche politische Meinung haben. Gleichzeitig steht es für mich auch für Toleranz, weil man sich potenziell angreifbar macht, wenn man als Cis-Mann Nagellack trägt. Das bedeutet im Umkehrschluss, dass ich anderen Leuten erlaube, sich so zu geben, wie sie sich geben wollen. Was ich dazu aber auch noch sagen wollte, ist, dass ich angefangen habe, Nagellack zu tragen, weil ich es schön finde. Ich wurde oft gefragt, warum ich das mache.

YO: Wurdest du gefragt, ob du schwul bist?

JW: Ich wurde schon öfter gefragt, ob ich schwul sei. Als ein Freund meines Vaters mich zum ersten Mal mit lackierten Fingernägeln sah, fragte er: «Muss ich mir jetzt Sorgen machen?» Vor zwei Wochen war ich beim Bäcker und die Kassiererin sagte zu mir, ob es denn heute noch richtige Männer gebe, sie glaube es nicht. «Warum machst du das überhaupt?» kommt am meisten. Da bleibt mir meistens keine andere Antwort als: «Ich finde es halt schön.» Aber was zu diesem Thema jetzt ein neues Fenster aufgemacht hat, war, dass ein Kommilitone, der mit mir zusammen studiert, für sein Manifest eine Installation gemacht hat mit dem Titel *Negatives of a Gay Child*. Er schrieb mit Kreide ganz viele Texte an die Wand, auch einen über heterosexuelle Männer, die Nagellack tragen. Dort stand sinngemäss: «Wie könnt ihr den Mut haben, das zu tun, während ich als schwuler Mann mir das nicht erlaube und mich das nicht getraue? Ihr kämpft meine Kämpfe und habt mir quasi meinen Kampf weggenommen.»

YO: Und ihr verniedlicht vielleicht auch den Kampf, das ist wahrscheinlich auch ein Teil dieses Vorwurfs.

JW: Was meinst du mit «verniedlicht»?

YO: Es gibt homosexuelle Männer, die ganz stark gekämpft und gelitten haben, to come out und das zu vertreten, mit allen Konsequenzen in der Familie, die es nie wagen würden, die Nägel zu lackieren. Es könnte, ich habe das schon oft genug gehört, als eine Verniedlichung dieses Problems angeschaut werden, dass du mit diesem Problem spielst, wenn du als Cis-Mann deine Nägel streichst. Es wird unter Umständen von homosexuellen Männern nicht gern gesehen, wenn ihr Cis-Männer das macht.

JW: Ich konnte das auch nachvollziehen, das hat für mich total Sinn gemacht. Es war für mich ein neuer Gedanke. Ich glaube nicht, dass dieser Text dazu da war, um Männern wie mir zu verbieten, Nagellack zu tragen. Und es hat mich auch nicht dazu gebracht, damit aufzuhören.

YO: Nein, aber als Gedankenfeld ist es interessant.

JW: Viele solcher Fragestellungen, die heikel oder kompliziert sein können, beginnen erst mal im Kopf: Wie das sein könnte. Wie es herüberkommen könnte. In was für einem Kontext es steht. Es gilt einfach zu wissen, was man da tut, und sich selber infrage zu stellen. Allein das führt dazu, dass man Sachen mit einer anderen Haltung macht, mit einer gesunden, positiveren Haltung, die weniger toxisch ist.

YO: Du hast vorhin gesagt, dass es auch ein Code oder ein Zeichen von Offenheit ist. Interessant ist ja, was du über die Fingernägel sendest: Ich bin offen. Aber es kann leider auch als Anmassung ankommen. Und man könnte fragen: Bist du überhaupt noch ein richtiger Mann? Es kann sehr provokativ sein. Bist du noch nie angefeindet worden?

JW: Das vor zwei Wochen in der Bäckerei fand ich schon recht grenzwertig. Sie sagte es auch nicht gerade höflich oder interessiert, sondern abfällig. Wir sprechen ja heute über das Thema Repräsentation, Diversität.

YO: Wer darf was darstellen?

JW: Und natürlich auch im Verhältnis zu Bühne, Theater und Arbeit. Wie würdest du denn deine persönliche Beziehung zu diesem Thema beschreiben? Als ich diese Interviewanfrage bekam, dachte ich, es macht ja Sinn, ich bin ja Schauspieler und muss mich irgendwie damit auseinandersetzen, was mein Verhältnis dazu ist. Dazu kann ich mir Gedanken machen und etwas darüber erzählen.

YO: Sicherlich finde ich es gut, dass man sich mit Identität auseinandersetzt. Auf der Bühne, in den Künsten, in der Literatur usw. Ich finde aber nicht gut, wenn man über Identität und Repräsentation so denkt, dass nur Juden Juden spielen können, dass nur Christen Christen spielen können, dass nur Italiener Italiener spielen können. Das finde ich unsinnig. Dass nur eine Person of Colour einen Text einer Person of Colour übersetzen kann, finde ich Quatsch. Ich finde es gut, dass wir uns mit Identität auseinandersetzen, aber es gibt gewisse Grenzen. Sich mit Identität auseinanderzusetzen, bedeutet auch, sich mit Minderheiten auseinanderzusetzen. Denn wenn wir alle gleich wären und alle gleiche Anteile in der Gesellschaft hätten, wäre ja alles gerecht und alles wäre schön, alles wäre bequem und es gäbe keine Minderheiten. Genauso wieich gut finde, dass wir uns mit Identitäten auseinandersetzen, finde ich gut, dass wir uns mit Minderheiten auseinandersetzen. Da habe ich allerdings einen Einspruch. Ich finde nicht gut, dass wir von gewissen Minderheiten finden, dass sie besser sind als andere Minderheiten. Das bedeutet, wenn zum Beispiel Persons of Colour im Moment sehr viel von sich reden machen und ganz viel einfordern, sind sie nicht eine bessere Minderheit als zum Beispiel körperlich behinderte Menschen. Oder körperlich behinderte Menschen wiederum sind nicht eine bessere Minderheit als Juden. Ja bitte, wir sollen uns mit Minderheiten auseinandersetzen, wir müssen Minderheiten schützen, das ist uns geboten, aber es kann kein Minderheitenregime geben. Es kann nicht sein, dass in einer Gesellschaft das eine Prozent einer Kleinstminderheit den restlichen 99 Prozent das Gesetz vorgibt. Das ist nicht möglich und nicht mehr lebbar. Da bin ich strenger als andere.

JW: Dass diese Diskurse im Moment geführt werden, finde ich auch absolut wichtig und auch eine Bereicherung für einen demokratischen Staat mit humanistischen Werten. Und wir machen uns alle viele Gedanken über Räume. Was für einen Raum nehme ich ein, was für ein Raum steht mir zu und wann wird es unfair, wann beschneide ich die Freiheit anderer Leute? Aber ich stelle mich da dann auch selber immer infrage, weil es auch mein Ziel ist, dass diese Diskurse nicht dazu führen, dass alle nur noch in ihrer eigenen Kategorie sind und man quasi in der eigenen Box verharrt.

YO: Das Bubble-Wesen.

JW: Genau.

YO: Ich werde immer wieder gefragt, ob ich wisse, woher das überhaupt kommt, dass wir aktuell so stark über Identitäten, Minderheiten und Gender sprechen. Ich habe dazu keine Antwort. Hast du eine Antwort? In der Gesellschaft kann man feststellen, dass es bis vor etwa fünf Jahren immer um Religion ging. Die Irakkriege, das Judentum und der Islam – alles hat sich um Religion gedreht. Und das ist mittlerweile irgendwie abgeflacht. Jetzt geht es um die Identität. Weisst du, woher das kommt? Warum sind die jetzt 23-Jährigen so wahnsinnig interessiert daran, darüber zu reden?

JW: Ich glaube, es hat etwas mit einer Generationenfrage zu tun. Als Allererstes denke ich, dass es eine sehr luxuriöse Basis geben muss, auf der man lebt, um überhaupt die Möglichkeit zu haben, sich über so etwas Gedanken machen zu können. Wenn ich an einem Ort lebe, wo ich jeden Tag vom Tod bedroht bin, dann ist mir die Frauenquote scheissegal. Und in der Generation meiner Eltern kenne ich viele Menschen, die so wirken, als hätten sie von ihren Eltern, also der Nachkriegsgeneration, nicht gelernt, Gefühle wahrzunehmen und darüber zu sprechen, wie sie sich

fühlen. Und ich glaube, da fängt diese Fragestellung an. Auch bei meinen Eltern, mein Vater hat wirklich richtig, richtig lange gebraucht. Ich kann mich noch an viele Jahre meines Lebens erinnern, wo mein Vater nicht dazu in der Lage war, über seine Gefühle zu sprechen, und zwar nicht, weil er das nicht wollte, sondern weil die Fähigkeit nicht vorhanden war. Es ist ja auch immer eine Arbeit, zu spüren, wie man sich fühlt. Und ich bin davon überzeugt, dass es gesund ist, Gefühle zu identifizieren, zu benennen und über sie sprechen zu können.

YO: Aber da wären wir jetzt quasi an einem Ort, wo die Menschen fähiger werden, Gefühle auszudrücken und für sich zu reklamieren. Und das wäre dann der Nährstoff dieser Diskussionen, die wir heute führen können.

JW: Oder dass es zumindest einen Wunsch danach gibt, im Moment sagen zu können, dass es mir scheisse oder gut geht und warum. So kriegen Emotionen sowie Emotionalität mehr Platz und somit natürlich auch solche Diskurse. Und dann wird es auch politisch. Wenn das noch obendrauf kommt, wird es gross und wichtig. Das ist vielleicht ein Teilaspekt, so erkläre ich es mir.

YO: Mir kommt auch eine ganz spezifische Begründung in den Sinn, wenn es jetzt um Blackness oder um Colour, Farbigkeit und so geht, und zwar diese Aktualität vom vorletzten Sommer mit George Floyd. Dann kam dieser, wie wir das genannt haben, heisse Sommer und Herbst, wo wirklich Black Lives Matter in aller Munde war und wo diese Diskussion und diese Bewegung von Amerika herüberkamen und alle sehr sensibilisiert darauf waren. George Floyd war aber der x-te Schwarze, der sein Leben in Amerikas Strassen verloren hat. Das ist kein Sonderfall, sondern es liegt daran, dass diese Handyaufnahme viral ging und wir sehen konnten, auf welch unglaublich jämmerliche Weise dieser Mann sein Leben verloren hat.

JW: Bei deiner Vorstellung hast du gesagt, ich bin eine Person of Colour, «wie man das heute nennt». Ich habe geglaubt zu hören, dass da etwas darunterliegt von «so nennt man das jetzt, deswegen sage ich das», und mich würde interessieren, was du von dieser Terminologie im Bereich solcher Themen hältst, die ja auch sehr oft wechselt und erneuert wird und sehr oft angepasst wird. Findest du das gerechtfertigt? Geht dir das auf die Nerven oder irgendetwas dazwischen?

YO: Dieser Unterton, den du da gehört hast, ist sehr aktuell und richtig. Es hat damit zu tun, dass seit meiner Kindheit alle paar Jahre meine Bezeichnung wechselt. Ganz lustig ist aktuell, dass ich, wenn mich als farbig bezeichne, eins aufs Maul kriege und mir gesagt wird, dass man jetzt nicht mehr von Farbe spricht, sondern sagt, ich sei eine Person of Colour. Und dann sage ich, also so gut Englisch kann ich, «of colour» heisst «farbig». Und dass solche Dinge passieren – das andere Beispiel wäre dann: Rasse ist nicht gleich Race –, das ist ein ganz grosses Thema. Man kann Rasse nicht mit Race übersetzen und umgekehrt. Solche Dinge. Das war der Unterton in meiner Vorstellung, den du gehört hast.

JW: Ich bin ja auch immer mit diesen Begriffen konfrontiert und kriege aufgrund meiner Bubble, in der ich mich bewege, da auch viel mit. Mir war und ist es aber viermal so wichtig, wie Leute handeln, als wie sie reden. Und ich finde es auch oft anmassend, Menschen zu verurteilen oder in eine Schublade zu stecken oder zu behaupten, man hätte jetzt über deren Denken über ein Thema etwas erfahren, weil sie einen gewissen Begriff benutzt haben. Es gibt so viele Menschen, die mit Menschen mit Behinderung arbeiten oder ehrenamtlich oder in der Pflege arbeiten und die «behindert» immer noch ganz normal als Adjektiv benutzen.

MJ+MA+MG

Gipfeli und Gesichter –Privilegien, Respekt und soziale Stellung

Ein Gespräch zwischen Hausdienst-Mitarbeiter **Marc Jäger**, Oper-Alumnus **Moritz Achermann** und **Monika Gerber**, Leitung Reinigung

MG: Ich bin die Leiterin Reinigung der HKB Bern an allen Standorten.

MJ: Ich bin seit 18 Jahren im Fachbereich Musik im Hausdienst tätig, wohne in Gerzensee. Hobbys: Biken, Reisen, Wandern. Mein Job, wo ich mit so vielen verschiedenen Nationen in Kontakt treten kann, macht mir Spass.

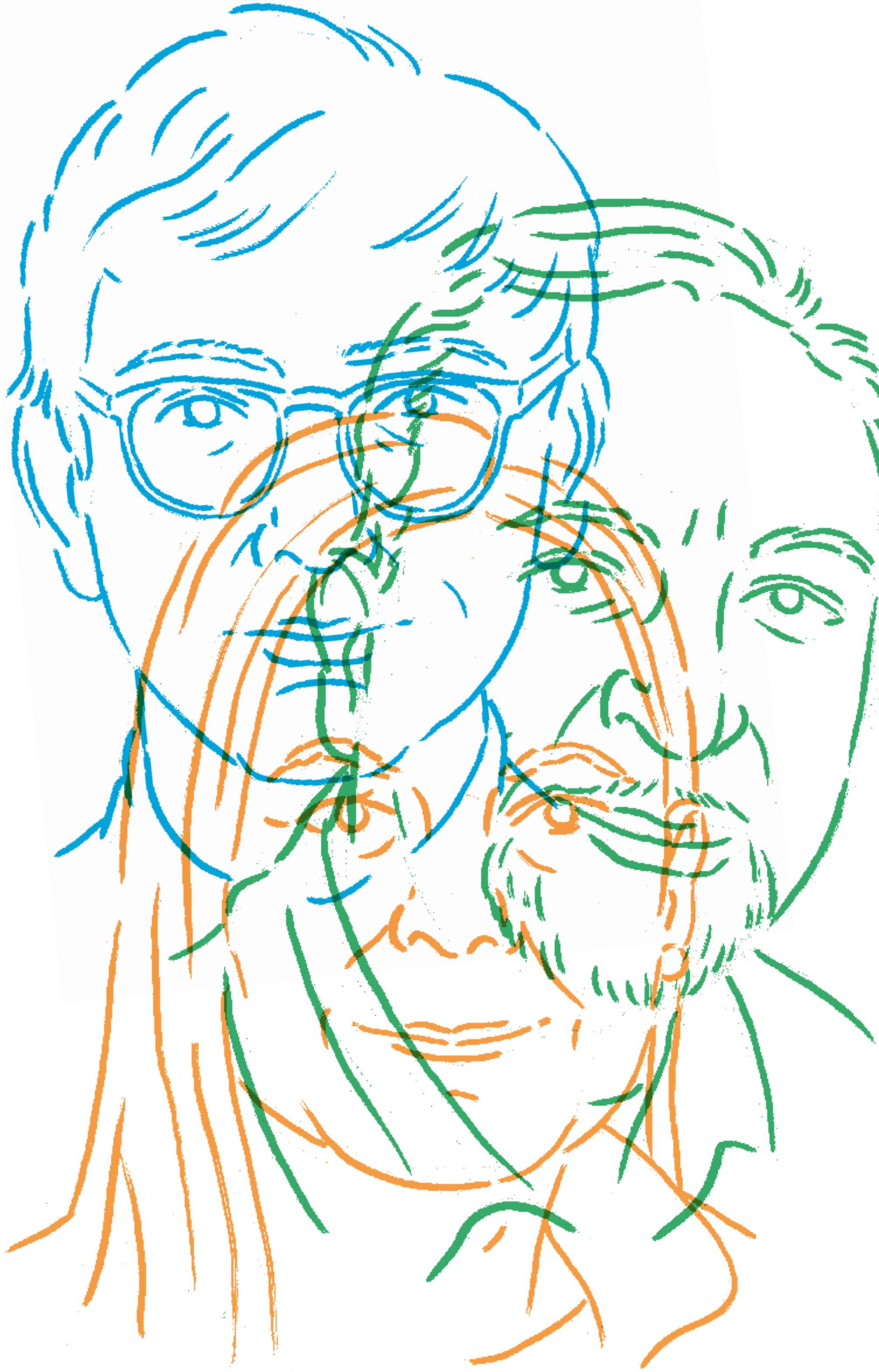
MA: Ich habe im letzten Juni den Master in Pädagogik in Gesang abgeschlossen und arbeite als Musiker, Chorleiter, Sänger, mache Theatermusiksachen. Vor dem Studium an der HKB habe ich einige Jahre an der Uni Musikwissenschaften und Germanistik studiert.

MG: Es freut mich, dass wir uns so treffen können, das ist eine coole Sache. Sonst haben wir ja nicht die Gelegenheit, miteinander zu sprechen. Am Anfang nimmt mich wunder, was ihr Studierenden gegenüber der Reinigung und dem Hausdienst für Erwartungen an Sauberkeit der WC-Anlagen, der Küchen und Übungsräume habt.

MA: Zu Hause bin ich ein eher reinlicher Mensch und finde es eigentlich schwierig, hier einen Standard auszuformulieren. Ich muss zum Beispiel sagen, es grauste mich jeweils an der HKB, in der Küche etwas zuzubereiten, was überhaupt nicht dem Reinigungsdienst anzulasten ist, sondern eher den Mitstudierenden. Das fand ich nicht so angenehm, aber sonst fühlte ich mich an der HKB immer wohl und fand nie, dass es schmutzig oder ungepflegt sei. Die meisten Leute, die in der Schweiz ein Musikstudium absolvieren, kommen aus einem privilegierten Kontext. Wobei das natürlich schon ein Unterschied ist. Jemand, der in Bolivien privilegiert ist, wäre in der Schweiz verhältnismässig ärmer. Aber ich fand schon immer, dass wir doch eher privilegierte Menschen sind. Da würde mich wundernehmen, mit welcher Haltung die Studierenden mit dem Material umgehen.

MG: Das ist bei uns das Thema Nr. 1. Wir sprechen ja immer von einem respektvollen Umgang untereinander, dass wir euch respektieren, euch gleichzeitig aber auch Gehör schenken, wenn irgendetwas ist. An jedem Standort der HKB gibt es ein kleineres oder grösseres Reinigungsteam von vier bis sechs Leuten. Uns macht es extrem Mühe, wie teilweise die Räume hinterlassen werden. Dass man auf dem Tisch eine Wasserflasche vergisst, kann uns allen passieren. Aber wenn Flaschen in die Ecke geworfen werden im Wissen, sie werden dann von jemandem vom Reinigungsdienst weggeräumt, empfinde ich das als mangelnden Respekt. Dasselbe gilt bei den WC-Anlagen. Die WCs werden zum Teil sehr schmutzig hinterlassen.

MJ: Da habe ich schon oft das Gefühl, dass vorausgesetzt wird, es wird ja dann von irgendjemandem erledigt. Ich weiss nicht, ob man sagen kann, es sind halt privilegierte Studierende, die zu Hause wohlbehütet aufgewachsen sind und nicht viel machen



Moritz Achermann Monika Gerber Marc Jäger

mussten, bei denen es dann auch an der Hochschule so weitergeht, dass sie sich um nichts kümmern müssen. Da sind wir beim Thema Raum- und Hausordnungen, die am Anfang des Studiums vielleicht gar nicht wahrgenommen werden, obwohl man sie zugeschickt erhält und sie auch überall in Papierform aushängen, teilweise sogar in drei Sprachen.

MA: Man bekommt natürlich sowieso sehr viele Informationen und ist am Anfang des Studiums erst einmal überfordert. Aber die meisten Dinge, zum Beispiel dass man sein Zeug wieder mitnimmt, sind doch eigentlich eine Selbstverständlichkeit.

MG: Wie ist denn die allgemeine Einstellung zu Abfalltrennung und Reinigung? Sind das Sachen, die man nicht weiss? Ich gehe davon aus, dass es in den meisten WGs doch auch Regeln und Abmachungen gibt, dass man den Abfall wegbringen oder die Küche reinigen muss.

MA: Abfalltrennung ist natürlich von Land zu Land sehr unterschiedlich. Unserer deutschen Mitbewohnerin mussten wir erklären, dass man Plastik nicht generell sammelt, sondern nur PET- und Getränkeflaschen. Für sie war es lustig, dass man Joghurtbecher in den Abfall wirft.

MJ: Hingegen landet leider sehr viel Plastik im PET.

MA: Was kommt dabei heraus, wenn du mit Studierenden das Gespräch suchst?

MG: Ich hatte einmal ein gutes Gespräch mit einem Theaterstudierenden bezüglich Küche, weil das für uns ein grosses und sehr anstrengendes Thema ist. Er erklärte mir dann – das war mir bis zu diesem Moment gar nicht so bewusst –, dass die Stundenpläne so eng seien, dass sie alle gleichzeitig in die Küche gehen müssten und daher kaum Zeit fänden, noch abzuwaschen und aufzuräumen. Für mich kam das sehr glaubwürdig und auch verständlich herüber und ich kann es jetzt ein bisschen besser nachvollziehen. Sie haben schon einen Ämtliplan, aber er erklärte mir, dass sie nicht mehr kontrollieren mögen, ob die Kolleg*innen alles aufgeräumt haben, wenn sie abends bis 22 Uhr Unterricht hätten.

MA: Hast du das Gefühl, dass die Arbeit, die deine Teams leisten, von Studierenden wahrgenommen oder im Idealfall sogar geschätzt wird?

MJ: Wahrgenommen wird sie sicher, was aber auch zur Annahme führt, dass die das ja machen, aufräumen, putzen. Wir haben das jetzt ein bisschen geändert, damit sie sehen: Wenn nicht aufgeräumt wird, wird nicht geputzt. An der Papiermühlestrasse hat das jetzt sicher eine Verbesserung gebracht.

MG: Es wäre natürlich schön, wenn alle die Küche einigermassen sauber antreffen könnten, weil es für viele sonst schwierig ist, sich dort eine Mahlzeit zuzubereiten.

MJ: Ich habe das Gefühl, dass es immer dieselben sind, welche die Küche nicht sauber hinterlassen, daneben gibt es natürlich auch die ganz ordentlichen Leute. Die einen lieben Sauberkeit und Ordnung, für andere spielt das gar keine Rolle. Ein Thema, welches mich im Moment sehr beschäftigt, sind die Energieressourcen. Man redet ja von der Klimajugend und ich frage mich, ob das für Studierende zum Beispiel im Fachbereich Musik auch ein Thema ist oder ob es eher egal ist, weil sie ja an der Hochschule den Strom nicht extra bezahlen müssen.

MA: Mich dünkt schon, dass es durchaus politische Leute gibt, in der Klassik vielleicht ein bisschen weniger. Aber es kann natürlich schon sein, dass nicht alle den Link machen, wenn sie einen Raum verlassen und das Licht brennen lassen.

MJ: Momentan beschäftigt es ja sicher alle, auch mit der Energieproblematik, die auf uns zukommt. Aber ist es einem bewusst, dass die Heizung auch Strom braucht? Es kommt täglich vor, dass Lichter brennen und Fenster offen bleiben. Dort sollte ein Umdenken stattfinden. Zudem stelle ich leider auch fest, dass die Vorbildfunktion von Dozierenden und Leitenden nicht wirklich vorhanden ist. Wenn sie es nicht vorleben, habe ich das Gefühl, ist es für Studierende auch kein Thema. Es ist wirklich extrem. Was man dagegen machen könnte, weiss ich nicht.

MA: Ein Musikstudium ist ja wirklich ein Privileg, so viel Zeit mit sich selber und so viel Einzelunterricht. Da ist man in einer Welt, wo man mit der ausserhalb nicht viel zu tun hat. Mich dünkt, manchmal wird einem schon vermittelt, du musst selber weiterkommen, du musst ganz viel an dir und an deinem Instrument arbeiten. Man könnte aber auch vermitteln, dass es doch noch andere Dinge gibt, die ebenso wichtig sind. Viele, die hier studieren, sind sehr jung, wurden vielleicht schon in Teenagerzeiten darauf gedrillt, sich ganz auf etwas zu fokussieren, und haben dann vielleicht gewisse Bezüge gar nicht.

MJ: Und nehmen das normale Leben gar nicht wahr.

MA: Ja, oder haben sich mit gewissen Fragen oder Problemen noch gar nicht beschäftigt.

MG: Leider spiele ich selber kein Instrument, aber es tut mir weh, wenn ich sehe, dass auf den wunderschönen, wertvollen Flügeln Bananenschalen liegen oder Kaffeebecher stehen. Da frage ich mich manchmal schon, warum der Umgang mit dem Material so ist. Es gehört ja nicht mir, es ist egal, obwohl es ja für euch ein Arbeitsinstrument ist. Wie erklärt man sich das?

MA: Meine Erklärung ist, dass das Leute sind, die schon sehr lange so eingespurt sind und vielleicht manchmal auch nicht so Kapazitäten haben. Unsere Studierendenorganisation hat einmal für die Ostermundigenstrasse Besteck gekauft, das meiste davon war nach zwei Monaten verschwunden. Wir hatten nicht das Gefühl, dass das irgendjemand systematisch gestohlen hat. Wenn man in so einer Welt schwebt, merkt man vielleicht gar nicht, dass man eine Gabel mitnimmt, die einem nicht gehört. Das soll aber auch nicht per se eine Entschuldigung sein. Ich hatte einmal ein Gespräch mit einer Dame vom Catering, die von einem Anlass erzählte, wo Alkohol bis 22 Uhr gratis war und anschliessend etwas kostete. Da holten sich viele Studierende kurz vor 22 Uhr noch etwas zu trinken und viele Gläser blieben dann halbvoll stehen. Sie fand dann, das sei eigentlich schon eine Unart. Ich erklärte, die hätten sich jetzt ein Semester lang in ihren Übungszellen eingeschlossen und nun halt diesen Abend geniessen wollen. Manchmal habe ich schon die Wahrnehmung, man spezialisiert sich in seiner eigenen Welt.

MJ: Es ist natürlich schon so, dass sie stark auf ihr Instrument fokussiert sein müssen, um das geforderte Niveau zu erreichen. Aber das soll ja nicht bedeuten, dass man an nichts anderes mehr denkt.

MA: Vielleicht wäre dort auch die Lehre in der Pflicht. Natürlich kann man nicht einfach ein Fach Sozialkompetenz machen, aber schon etwas in die Richtung, die signalisiert, das ist auch ein Teil der Ausbildung zu einer Musiker*innenpersönlichkeit.

MG: Wir vom Hausdienst oder von der Reinigung werden oft als die Bösen angeschaut. Früher war es der Schulhausabwart, von dem man annahm, dass er böse sei. Das war einfach so, auch wenn es nicht stimmte. Und so komme ich mir heute auch manchmal vor. Überall, wo du etwas sagst, heisst es, wir seien nicht hier, um die Leute zu erziehen. Das stimmt, aber darum geht es nicht. Ein gemeinsames Gespräch würde sicher helfen, um auf die andere Seite zu sehen. Wie es mir eben auch extrem viel gebracht hat, die Seite des Studierenden am Theater zu sehen. Ich glaube wirklich, oft ist zu wenig Hintergrundwissen da, also wäre es sicher hilfreich, zu erklären, warum wir Lichter löschen oder das Fenster schliessen.

MJ: Ich finde den Input schon gut, es in den Unterricht einzubauen. Sie bekommen ja auch Hilfe, um Dossiers für Wettbewerbe oder Stipendien vorzubereiten. Aber ich weiss natürlich nicht, in welchen Theorieunterricht es passen würde.

MA: Die Sichtbarkeit ist natürlich auch ein Thema. Du bist sehr präsent an der Papiermühlestrasse. Aber zum Beispiel das Reinigungsteam an der Ostermundigenstrasse sieht man tagsüber kaum.

MG: Die Gesichter fehlen. Ja, diese Rückmeldung habe ich neulich auch in einem Gespräch erhalten. Du überlegst zweimal, wenn du ein Gesicht dahinter siehst. Wenn ich in die Stadt gehe und etwas auf den Boden werfe, was ich natürlich nicht mache, hebt irgendjemand es auf, dessen Gesicht ich nicht kenne. Aber wenn du das Gesicht

dahinter siehst, ist es anders. Da wäre es vielleicht auch eine Idee, sich zweimal im Jahr zu Kaffee und Gipfeli und einem Austausch zusammenzusetzen. Ihr seid ja einmal gekommen und habt für eine Mitarbeitende von uns gesungen, das war wirklich Weltklasse. Ich glaube, das gegenseitige Verständnis wäre besser. Da könnte man auch einmal ein Lob aussprechen und nicht immer nur Tadel.

MJ: Man könnte vielleicht im Aufenthaltsraum die Gesichter des Reinigungsdiensts anschlagen, um sie präsent zu machen. Ich weiss nicht, ob das etwas bringen würde.

MG: Ich finde das Persönliche besser. Es gibt schon Frauen im Reinigungsteam, die das Gespräch mit Studierenden suchen, aber es gibt auch eine gewisse Hemmschwelle, und diese ist von unserer Seite natürlich höher als von eurer Seite.

MA: Das ist ein spannender Punkt. In solchen Kontexten bin ich auch eher scheu, jemanden anzusprechen. Worin besteht das Gefühl dieser Hemmschwelle auf der Seite deines Teams?

MG: Ich merke es selber auch, manchmal werde ich nicht einmal gegrüsst, obwohl ich immer grüsse.

MJ: Es gibt natürlich auch ausländische Studierende, die scheu sind, nicht gut Deutsch sprechen oder die aus einem Land kommen, wo es vielleicht gar nicht gang und gäbe ist, dass man jede*n grüsst. Ich weiss nicht, wie das in anderen Ländern ist.

MG: Hingegen habe ich auch schon einen Studierenden, der pfeifend in der Küche am Abwaschen war, angesprochen und gesagt, ich finde es megacool, dass er das macht. Er sagte, dabei könne er seinen Kopf auslüften.

MJ: Hast du denn das Gefühl, dass die meisten Studierenden aus privilegierten Verhältnissen kommen?

MA: Man ist hier in der Schweiz schon privilegiert. Venezuela hat zum Beispiel grosse Programme, um Kindern aus der Unterschicht Instrumentalunterricht anzubieten. Aber dass man mit einem Instrument in Berührung kommt und die Familie das Geld hat, Musikstunden zu finanzieren, ist ein Privileg. Wenn man dann einmal eine Begabung diagnostiziert erhält, gibt es schon Förderung, aber da muss man auch akademisch eine gewisse Richtung einschlagen. Insbesondere die klassische Musik gilt als elitäre Kunstform.

MJ: Kinder aus osteuropäischen Ländern werden ja schon von von klein auf an ein Niveau getrimmt, um hier locker eine Zulassung zu erhalten.

MA: Für Studierende aus dem Ausland sind ein Studium und ein Leben hier aber auch sehr teuer.

MG: Haben viele von euch noch einen Job oder sind die meisten rein auf das Studium fixiert?

MA: Das ist recht unterschiedlich. Wahrscheinlich würde die Schule sagen, man solle nicht nebenbei noch arbeiten, sondern sich auf das Studium konzentrieren. Es sei ein Vollstudium und man solle sechs bis sieben Stunden pro Tag üben. Ich habe vorher schon gearbeitet und das dann auch weitergeführt. Ich habe ja Gesang studiert, da kann man nicht sieben Stunden pro Tag üben. Aber es gibt natürlich schon Leute, die arbeiten müssen, um Geld zu verdienen. Ich habe das Gefühl, es schadet einem auch nicht, nebenbei noch einen Job zu haben.

MG: Was sind das denn für Jobs? Ist das im Service, als Übersetzer*in oder in der Nachhilfe?

MA: Das ist sehr unterschiedlich. Heutzutage können die wenigsten Musiker*innen ausschliesslich von der Musik leben. Die meisten Leute sind breit aufgestellt und man könnte eigentlich den Leuten im Studium mitgeben, dass es gut ist, nebenbei noch irgendwelche Erfahrungen zu sammeln, sei es im Service oder in irgendeinem Bereich, wo man mit anderen Menschen Kontakt hat. Viele merken, dass die Sprachkompetenz ein Thema ist, wenn sie dann in der Pädagogik tätig sind und an einer Musikschule unterrichten. Oder dass sie den sozialen Umgang im Rahmen ihres Masterstudiums erst lernen müssen.

MJ: Aber jene, die Musiklehrer*innen werden und Schüler*innen haben, sind auch jene, die davon leben können.

MG: Mich nimmt noch wunder, ob und wie ihr das Reinigungsteam überhaupt wahrnehmt.

MA: Es wird sicher wahrgenommen. Ich bin von Natur aus nicht der Mensch, der gleich hingeht und ein Gespräch beginnt. Ich denke, die Gesichter an der Ostermundigenstrasse habe ich relativ präsent. Aber es ist natürlich schon schade, dass es keinen Austausch gibt. Gerade beispielsweise bei Semesterschlussfesten wäre es doch super, wenn der Hausdienst und die Reinigungsteams auch anwesend wären. Das würde signalisieren, dass Studierende, Dozierende, Leitungen, Hausdienst und Reinigungsdienst gemeinsam eine Institution sind.

MG: Hast du das Gefühl, wenn wir sagen würden, am Mittwoch um 10 Uhr stellen wir an der Ostermundigenstrasse einen Korb Gipfeli auf den Tisch und trinken gemeinsam einen Kaffee, dass die Studierenden kommen würden, oder denkst du eher, alle würden an uns vorbeigehen?

MJ: Jene, die um diese Zeit schon Unterricht haben, würden natürlich nicht kommen. Auch die nicht, die am Morgen eher nicht aus dem Bett kommen. Aber es würden sicher Leute kommen.

MA: Das glaube ich auch. Man hat ja dort immer Laufkundschaft.

MJ: Einige würden wahrscheinlich schon kommen, aber sonst habe ich mehr das Gefühl, der Hausdienst wird dann wichtig, wenn man etwas braucht.

MG: Ein Austausch darüber, was gut ist und was weniger gut ist, wäre sicher wertvoll. Oder natürlich auch darüber, was es braucht, damit es gut wird.

MJ: Machen die Studierenden einander aufmerksam auf Unordnung oder schaut einfach jede*r für sich?

MA: Das kommt schon auch vor, wenn man gerade etwas sieht. Man ist ja oft in einer Gruppe. Unsere Gruppe verkehrte allerdings selten in der Küche, dann sieht man nicht alles, was dort passiert. Oder vielleicht räumt man auch selber einmal etwas weg, was herumsteht. Aber grundsätzlich passiert es sicher zu wenig, dass man als Studierende*r Verantwortung übernimmt.

MG: Herzlichen Dank, das war für mich ein sehr interessantes Gespräch. Es hat mir auch eine zweite Bestätigung gegeben, dass die Gesichter fehlen. Und das mit den Gipfeli probieren wir einmal aus. Wenn wir es nicht ausprobieren, wissen wir nicht, ob es Anklang findet oder nicht.

MJ: Ich würde mir wünschen, dass die Vorbildfunktion der Dozierenden auch besser wahrgenommen würde, gerade bezüglich der Energieproblematik, die auf uns zukommen wird, dass jede*r Einzelne mithilft, diese etwas zu verringern.

MA: Ich nehme mit, dass der Austausch wichtig ist, ebenso wie das Wissen darum, dass man Teil einer Institution ist.

CB+MF

Die Randgruppe der Randgruppen – Chancengleichheit und Beeinträchtigungen

Ein Gespräch zwischen **Christoph Brunner**, dem Beauftragten Chancengleichheit und Inklusion HKB, und HKB-Alumnus, Autor und Performer **Michael Fehr**

CB: Mein Name ist Christoph Brunner, ich bin Schlagzeuger und Musikvermittler und arbeite an der HKB als Verantwortlicher für Chancengleichheit und Inklusion. Daneben leite ich zwei CAS, einen davon zu Musikunterricht für Menschen mit Beeinträchtigungen. Einen weiteren Bezug zum Thema dieses Gesprächs habe ich als Leitungsmitglied des Jahresprojektes *Schluss mit Ausschluss*, welches 2021/2022 an der HKB läuft.

MF: Ich heisse Michael Fehr und habe an der HKB studiert. Ursprünglich wurde ich Schriftsteller, heute arbeite ich als Erzähler und Sänger, aber auch ein bisschen als Perkussionist. Ich bin kein richtiger Perkussionist, aber ich brauche perkussive Elemente zur Realisierung. Ich trete oft auf, ich bin im Performance-Business tätig, ich bin zeitweise sehr viel unterwegs. Man könnte schon fast sagen, dass ich als Singer-Songwriter arbeite. Geschichtenerzählen wird aber auch immer wichtiger und so kommt auch immer mal wieder ein Buch heraus. Ich bin seit Geburt stark sehbehindert, ich sehe knapp fünf Prozent, das prägt natürlich auch mein Wesen und ganz speziell meinen Alltag als Künstler mit.

CB: Du hast gerade von deinem Performer-Dasein gesprochen. Da möchte ich gleich mit einer ersten Frage an dich beginnen. Du hast deine Bühnenkarriere als traditioneller Schriftsteller mit literarischen Lesungen begonnen, hast deine Darbietungen stark ausgeweitet und machst das seit einigen Jahren. Hast du den Eindruck, dass sich in der Zeit, seit du auf der Bühne stehst, die Diversität der Menschen, die auf der Bühne anzutreffen sind, verändert hat?

MF: Nein, eher im Gegenteil, nämlich dass es viel mehr Modethemen gibt und viel weniger individuelle, künstlerische Themen. Ich finde nicht, dass sich die Diversität der Menschen, die etwas aufführen, etwas performen, stark verändert hat.

CB: Du hast Modethemen erwähnt. Heisst das für dich, dass die Inhalte nicht grundsätzlich anders sind, ab und zu einfach eine Mode aufkommt?

MF: Ja. Die Vielfalt der Inhalte ist im Moment wenig gewährleistet. Eine Zeit lang kann Migrationshintergrund oder sexuelle Orientierung ein dominantes Thema sein – dies sage ich wertfrei. Wichtig finde ich, dass man in der Kunst, gerade weil es ein sehr risikoreiches Geschäft ist, sehr aktiv an Diversifizierung arbeitet. Nicht nur bezüglich des Seins und der Befindlichkeit, sondern auch bezüglich der Themen, und dass man probiert, unterschiedliche Themenhintergründe sehr ernst zu nehmen. Ich denke, das sind ein Stück weit die Folgen des globalen Austauschs, sodass sich weniger lokale Szenen mit sehr lokalen Themen ergeben. Aber das ist eine reine Vermutung oder Beobachtung, welche ich in den Teilen der Welt gemacht habe, in denen ich unterwegs war. Ich weiss nicht, wie du das siehst.

CB: An der HKB erlebe ich seit ein paar Jahren einen Wandel. Weniger stark noch, und das bedaure ich, bei den Menschen. Die Diversität der Menschen, die bei uns angestellt sind oder studieren, hat sich ein bisschen verändert, aber noch nicht sehr drastisch. Hingegen hat sich bei den Themen und auch bei den Ansprüchen sehr viel verändert. Das hat spätestens mit *#MeToo* vor ein paar Jahren angefangen, dann die ganze Diskussion um *Black Lives Matter,* also die Fragen danach, wie der Kanon an einer Kunsthochschule ausgebildet ist, was unterrichtet wird und was nicht, wer im Namen von wem spricht, worüber geforscht wird, nach welchen Kriterien beurteilt wird usw. Das ist ein grosses Thema geworden. Dort sehe ich schon eine Veränderung.

MF: Findest du, dass es sich lohnt, das anzusprechen und zu besprechen?

CB: Ja. Das eine ist die Selbstreflexion, das ist eigentlich das Kerngeschäft von Künstler*innen. Häufig hat man das ein bisschen systemimmanent oder metierbezogen gemacht. Der*die Musiker*in hat ein Stück analysiert oder seine*ihre ästhetischen Prämissen diskutiert, aber was der gesellschaftliche Rahmen ist und wie es sich zu möglichen Ausschlussmechanismen oder Diskriminierungsformen verhält, ist eine Diskussion, die zumindest bei uns noch nicht so lange geführt wird. Insofern finde ich es total wichtig, dass diese Art von Reflexion mehr Gewicht erhält. Ein Beispiel ist die aufkommende Diskussion darüber, wie exklusiv wir als Kunsthochschule sind. Kunsthochschulen sind grundsätzlich sehr exklusiv, das lässt sich statistisch belegen. Deshalb stellt sich für mich in meiner Funktion weniger die Frage, welche Anpassungen Menschen mit Behinderungen benötigen, die bei uns studieren oder arbeiten wollen, sondern welche Anpassungen wir als Institution vornehmen müssen, damit diese Menschen überhaupt zu uns kommen.

MF: In diesem Zusammenhang beschäftigt mich auch eine gewisse Modeerscheinung, nämlich dass sich im Moment jede*r benachteiligt fühlt. Das beschäftigt mich und setzt mir ehrlich gesagt auch zu, denn ich bin in einer Generation aufgewachsen, wo die Gesellschaft mich gelehrt hat, wenn ich mich anpasse und meinen Mangel kompensiere, würde ich dafür honoriert, indem ich gesellschaftliche Akzeptanz erfahren. Ich bin noch sehr darauf getrimmt, alles zu kaschieren, alles für mich Schwierige selber zu lösen. Damit meine ich absolut nicht meinen familiären Hintergrund, dieser ist absolut das Gegenteil von dem. Aber gesellschaftlich habe ich während meiner gesamten Schulkarriere mehr oder weniger täglich erfahren und zu hören bekommen, dass es eigentlich mein Problem ist, mit dieser Kompensation aufzuwarten. Entsprechend habe ich lange zu meiner Behinderung geschwiegen oder sie lediglich als Randphänomen in Diskussionen einfliessen lassen – oder auch in meine Kunst, insofern dies bewusst passiert. Ich glaube aber schon, dass es Graduierungen und dementsprechend verschiedene Schweregrade von Benachteiligungen gibt, und eine Behinderung ist eine schwere Benachteiligung. Andere Benachteiligungen würde ich im Verhältnis dazu, auch wenn das ein bisschen provokativ klingen mag, als leichtere Benachteiligungen beschreiben. Christoph Keller, der ein Buch über seine Behinderung – *Jeder Krüppel ein Superheld*, Zürich, 2020 – geschrieben hat, sagt, dass dich eine Behinderung permanent verlangsamt, als hättest du konstant das Gefühl, dass dich etwas zurückhält. Alles ist anstrengend und überall, vor allem wenn du auf dich selber gestellt bist, ist höchste Aufmerksamkeit und Vorsicht geboten. Dieser Satz hat mich sehr beeindruckt. Personen, die in Bezug auf Behinderungen meinen, dass wir ja alle unsere Probleme haben, wünsche ich, eine Woche lang mit meiner Behinderung zu leben – nicht im Sinn einer Bestrafung, sondern für ein besseres Verständnis.
Ich höre oft: «Michael, man sieht dir gar nichts an. Es geht dir gut und du machst ja alles.» Aber es ist einfach total anstrengend, und das betrachte ich als qualifizierten Unterschied zwischen Behinderung und Benachteiligung. Denn das andere, was alle haben, wie Probleme oder Ausschlussgefühle, habe ich ja auch noch. Und die Behinderung kommt einfach noch obendrauf. Da habe ich plötzlich gemerkt, ich muss ganz explizit werden, was dieses Thema betrifft. Denn sonst werden im Modethema der Randgruppen die Randgruppen, die schon vorher Randgruppen waren, zu den Randgruppen der Randgruppen, weil sie die kleinere, die schwächere und die langsamere Lobby haben. Dagegen möchte ich etwas sagen, deshalb fange ich überhaupt erst an, darüber zu sprechen. Vorher habe ich gar nicht wirklich darüber gesprochen. Erst jetzt – aus dieser Angst heraus, dass man mit einer Behinderung noch weiter an den Rand gedrängt wird, speziell wenn sie einem nicht so angesehen wird – finde ich, dass ich explizit darauf aufmerksam machen muss, dass ich eine starke Behinderung habe, auch wenn sie nicht so auffällt.

CB: Menschen mit Diskriminierungserfahrungen, das kann aufgrund einer Behinderung, der sexuellen Orientierung, der Hautfarbe oder etwas anderem sein, stecken immer im Dilemma von Anpassungsleistungen. Wie schafft man es, dass sich die verschiedenen Identitäten nicht gegeneinander ausspielen? Eine der grossen Gefahren an diesem Identitätsdiskurs ist, dass man sich plötzlich nur noch ganz präzis als Splittergruppe definiert und die gemeinsame Erfahrung von Ausschluss, nicht mehr sieht. Glaubst du, dass in Institutionen Lehrkräfte oder Leitungspersonen mit einer Behinderung – egal welcher – zu einer Veränderung beitragen könnten bzw. betroffenen Personen den Druck nehmen könnten, sich an der Norm orientieren zu müssen?

MF: Das ist eine schwierige Frage. Ich denke schon, dass es wichtig wäre, diverse Personen zu beschäftigen, vor allem in wichtigen Funktionen als Dozierende oder Fürhungspersonen. Und zwar weil alles, was anders ist, potenziell bereichert. Wenn ich mir meine Betrachtungsweise gegenüber meiner Kunst oder meines Kunstschaffens überlege, basiert die Essenz meiner Kunst auf einer fundamental anderen Wahrnehmung, was ergo zu einem fundamental anderen Produkt führt. Für die meisten «normalen Personen» – ich sage das ganz bewusst so, denn ich bin davon überzeugt, dass es nach wie vor eine Norm gibt, wo eine Mehrheit hineinpasst – ist mein fundamental anderes Produkt möglicherweise nicht auf Anhieb zu verstehen, sondern erst durch die Akzeptanz, dass da vielleicht etwas Neues kommt, was auf ganz neue Art und Weise funktioniert. Warum soll die Gesellschaft so etwas überhaupt akzeptieren oder darauf neugierig sein? Weil das Neue das Potenzial mit sich trägt, eine Gesellschaft in die Zukunft zu tragen und antikonservativ zu sein. Die Beschreibung der Idee einer Zukunft ist das, was wir gerade in der heutigen Zeit sehr nötig haben. Deshalb sollten jene Menschen, die wirklich unter anderen Umständen leben und sich trotzdem gesellschaftsbezogen äussern, von der Gesellschaft beschützt, geliebt und sogar geehrt werden, weil sie etwas potenziell Neues beizutragen haben, was sich von allem unterscheidet, was im Normverständnis überhaupt je gedacht werden könnte, weil es ein Ausdruck einer fundamental anderen Wahrnehmung ist. Das mag sehr abstrakt klingen.

Ich werde oft als Spoken-Word-Künstler benannt, aber da mein Wahrnehmungsvermögen mich automatisch dazu bringt, dass ich nur höre und spreche, bin ich nicht ein Spoken-Word-Künstler, ich mache genau das Gleiche wie alle anderen Schriftsteller*innen. Ich unterscheide mich nicht, ich mache es einfach mit meinen Möglichkeiten, deshalb kommt etwas ganz anderes dabei heraus. In gewissen Kreisen der literarischen Gegenwart bin ich als das aber gar nicht zugelassen, weil stets eine Kategorisierung aufkommt: Der ist halt ein bisschen speziell, das ist nicht für die grosse Masse gemacht. Er ist ein bisschen *spoken word* oder poetisch, ein Lyriker. So gerate ich in eine Nische, wogegen ich mich wehre. Ich bin ganz einfach und auch ganz einfach zu verstehen, wenn du akzeptierst, dass meine

Voraussetzungen zu einem vollkommen anderen Resultat führen als das, was du dir vielleicht ausmalst, wenn du zunächst normgemäss an Literatur denkst. Insofern finde ich es wichtig, dass in allen Bereichen der Gesellschaft Leute mit ganz unterschiedlichen und auch mit zum Teil ganz schwierigen Hintergründen vorkommen, weil dies zu einer Normalität der Verschiedenartigkeit von überhaupt Denkbarem führt. Daraus würde das gesellschaftliche Potenzial um ein Vielfaches grösser, weil man von einer grösseren Ideenvielfalt und einer schnelleren Verwirklichung von Ideen profitieren könnte. Vielleicht auch von mehr Fehlschlägen, aber auch von mehr potenziellen Erfolgen.

CB: Damit bin ich sehr einverstanden und ich bin froh, dass du das so explizit sagst. Es heisst oft, Menschen mit anderen Hintergründen oder anderen Erfahrungen sind eine Bereicherung, deswegen stehen wir für Diversity ein. So schaut man häufig die bisher untervertretenen Gruppen lediglich als nettes Supplement an. Wie du es aber formulierst, ist es überhaupt nicht ein Supplement, sondern es geht um die Essenz der künstlerischen Arbeit und verlangt nach einem Perspektivenwechsel. Nicht nur dadurch, dass du aufgrund deiner Erfahrungen ein anderes Produkt kreierst oder eine andere Erfahrung transportierst, sondern durch die Art, wie du es präsentierst, werde ich als Mensch ohne Sehbehinderung eher darauf hingewiesen, von welchen Selbstverständlichkeiten ich bis anhin eigentlich ausgegangen bin und was ich bisher als normal betrachtet habe. Je heterogener eine Gruppe oder eine Kunstpraxis wird, umso mehr wird diese Selbstbefragung gestärkt. Insofern bin ich sehr froh darum.
Wir haben vorhin darüber gesprochen, dass es wünschenswert wäre, wenn es in Bildungsinstitutionen, egal ob in öffentlichen Schulen oder Kunsthochschulen, mehr Vertreter*innen mit Behinderungen oder aus anderen unterrepräsentierten Gruppen gäbe. In diesem Zusammenhang bin ich kürzlich auf einen schönen Satz gestossen: «Inklusive Bildung bedingt inklusiv Gebildete.» Zuerst habe ich es so verstanden, dass wir das Thema Inklusion in unseren Studiengängen thematisieren müssen. Dieser Satz impliziert aber auch, dass es Menschen braucht, welche diese Erfahrungen mitbringen, die sich selber vertreten können. Kennst du Kulturbetriebe mit Führungspersonen mit einer Beeinträchtigung?

MF: Nein.

CB: Das habe ich befürchtet.

MF: Ich begegne, wenn ich es nicht explizit suche, im Alltag selten Menschen mit einer Behinderung. Christoph Keller, der noch viel expliziter arbeitet als ich, bin ich sehr dankbar, dass er zu dieser Explizitheit fähig ist. Ich arbeite selber in innerlich rekonstruierten Bildern, da sich meine Realität andauernd verändert. Alles kann sich sofort als etwas Unerwartetes entlarven. Ich kann alles anschauen und denken, hier ist ein Mensch, aber dann ist da gar kein Mensch. Oder vielleicht ist er dann plötzlich doch einer. Oder hier ist eine bauliche Massnahme, aber dann ist es nur ein Schatten. Da ist ein Tier, aber eigentlich ist es nur ein Abfalleimer. Diese dauernde Dynamik meiner Erfahrungswelt manifestiert sich in meiner Kunst nicht konkret. Aber die dauernde Verunsicherung, auch die Willkür des Zugriffs auf das, was Welt bedeutet, manifestiert sich in einer traumhaften Realität. Wenn ich meiner Kunst eine Mission oder eine Aufgabe zuschreiben müsste, wäre es ganz klar ein Wiedererwecken der Fantasie oder des Fantastischen, was Kindern und Jugendlichen heute immer noch sehr gern aberzogen wird, was sie verlieren, was sich in etwas Erwachsenem manifestiert, was tendenziell wenig übrig hat für die Spielformen der Fantasie.
Ich denke, ich bin ein guter Botschafter für das Wiedererwecken der Fantasie und auch der Freude an dem, was Fantasie bedeutet. Denn neben allen beängstigenden Bildern kommen natürlich auch sehr viele beglückende und hypnotische, vielleicht psychedelische Bilder hoch, wenn man ihnen Raum lässt. Insofern denke ich, dass all diejenigen etwas Vergleichbares zu bieten hätten, welche mit einem schwierigen Hintergrund vielleicht nicht an einen bestimmten Beruf herankommen und nicht eine bestimmte Art von Verlautbarung erreichen können. Du hast es vorhin politisch korrekt gelöst, indem du gesagt hast, die verschiedenen Gruppen von Benachteiligten sollten sich nicht gegeneinander ausspielen, weil dies nur zu weiteren Problemen führt. Aber es gibt Gruppen von Benachteiligten, die man gar nicht hört. Ich bin jetzt hier, du hörst mir zu und ich höre dir zu, das bedeutet, ich bin gegenüber diesen Gruppen ultraprivilegiert. Aber es gibt Gruppen von Benachteiligten, die überhaupt noch nie das Wort Benachteiligung vernommen haben, geschweige denn jemals gehört würden, speziell nicht bei uns in den reichen Ländern.

CB: Und speziell nicht bei uns in den Kunsthochschulen.

MF: Wie reagierst du denn darauf? Es ist schön, wenn du sagst, eigentlich müssten wir doch viel mehr über das Phänomen von Benachteiligung sprechen und nicht noch die Untergruppen gegeneinander ausspielen. Aber tut es dir nicht weh, dass es Leute gibt, die nie gehört werden, die immer in Miseren leben werden?

CB: Doch, absolut. Und ich glaube, wir sind uns viel zu wenig bewusst, wie viel gesellschaftliche Vorbereitung es braucht, um zum Beispiel bei uns eine Eignungsprüfung bestehen zu können, welche Werte man vertreten muss, wie viel Geld und Zeit man investieren muss, welche Vorbildungsverläufe man absolviert haben muss, um nur schon so weit zu kommen, gehört zu werden und sich präsentieren zu dürfen. Ob man angenommen wird, ist dann noch einmal eine andere Frage. Doch, das tut mir sehr weh und ich finde, hier haben wir grossen Nachholbedarf. Einerseits kann man sagen, in den letzten Jahren ist einiges passiert. Es gibt das schweizweite Netzwerk *Studium und Behinderung*, die Homepage von *Uniability* und viele wirklich schlaue Informationen zum Abbauen von Barrieren, zu Didaktik, Digitalisierung, viele Beratungsfunktionen usw. De facto, wenn man die Hochschulen anschaut, muss man sagen, wir haben die Leute nur in einem sehr tiefen, einstelligen Prozentbereich. Der Handlungsbedarf, das hat sich sicher auch geändert, ist an vielen Orten erkannt, aber es gibt relativ wenig Druck von oben, sowohl politisch als auch innerhalb einer Organisation. Und von unten kann er nicht kommen, weil die betroffenen Leute gar nicht hier sind. Ich bin ein Cis-Heteromann Mitte 50, der keine Beeinträchtigung hat, und ich muss dann diesen Hut aufsetzen und sagen, ich kümmere mich um Menschen mit Beeinträchtigungen. Ich probiere, das so gut wie möglich zu machen, aber ich vertrete diese Gruppe ja nicht wirklich, sondern kann nur ein Verbündeter sein.

MF: Damit sagst du etwas ganz Wichtiges und für mich ist genau das der Lösungsansatz unter den Gruppen oder unter den Individuen, die sich selber als benachteiligt verstehen. Den Lösungsansatz, und das praktiziere ich auch, sehe ich darin: Wann immer ich angefragt werde, probiere ich, dem nach Massgabe meiner Talente und Fertigkeiten Rechnung zu tragen und zu helfen. Sich einsetzen für das, was dich nicht betrifft, ist ein weiterer Baustein, der uns zu viel mehr Integration verhelfen könnte, ohne dass wir darüber sprechen müssen. Ein Beispiel: Ich bin gross und empfinde das Regal nicht als hoch. Du bist klein und bittest mich, dir eine Dose herunterzugeben, was ich relativ einfach machen kann. Wenn wir beide klein wären, würden wir feststellen, dass all diese Dosen zu hoch oben sind, und wir könnten das Geschäft verpflichten, die Dosen weiter nach unten zu stellen. Das dauert aber unter Umständen wahnsinnig lange und wir müssten Überzeugungsarbeit leisten, damit die Dosen tiefer im Regal gestapelt werden, und komplizierte politische Prozesse durchlaufen. Das wäre vielleicht auch richtig, aber ich finde, der Einsatz lohnt sich auf Gebieten, die dich selber nicht betreffen, wie eben indem ich dir die Dose von sehr weit oben herunterreiche. Und zwar aufgrund von – ich nenne extra ein biblisches Wort – Barmherzigkeit. Nicht weil ich finde, dass ich dann ein besonders guter Helfer sei, oder etwas dafür erhalte, sondern einfach, weil ich es kann.

CB: Am Wort Barmherzigkeit würde ich mich vielleicht stören, aber ich verstehe dein Bild. Die Gefahr ist aber, dass ich entweder das Gefühl habe, ich müsse belohnt werden, weil ich dir die Dose heruntergegeben habe, oder dass ich als grossgewachsener Mensch denke: Was haben die kleinen Menschen denn für Probleme! Ist ja keine Sache, so hoch oben ist diese Dose ja gar nicht. Es sollte mir bewusst sein, dass ich in dieser Situation privilegiert bin, weil ich längere Beine habe und die Dose herunternehmen kann. Ich glaube, diese Bescheidenheit ist auch sehr wichtig, wenn ich probiere, im Sinn einer bestimmten Gruppe Massnahmen umzusetzen. Ich muss mir bewusstsein, dass ich hier eine Stellvertreterfunktion habe, die, obwohl ich bemüht bin, sehr kompetent zu werden, trotzdem immer eine Aussensicht ist und nicht auf eigener Betroffenheit basiert.

MF: Davor muss man aber auch nicht zurückschrecken. Warum darf ich nicht einen Gedanken zu einer Situation äussern, die mich nicht selber betrifft? Vielleicht liege ich richtig, vielleicht auch falsch.

Christoph Brunner

Michael Fehr

CB: Menschen, die sich in Institutionen nicht vertreten fühlen, erleben sehr oft, dass andere ihnen sagen, wie sie zu empfinden haben oder was ihr Problem ist, weil sie es ja besser wissen. Das kennt man aus Genderdiskussionen: Inkompetente Männer erklären kompetenten Frauen, wie die Welt funktioniert. Das kennen Transmenschen, das kennen Menschen mit Beeinträchtigungen, das kennen lesbische Frauen und schwule Männer etc. Ich glaube, sobald man in einem bestimmten Bereich zur Mehrheit gehört, braucht es eine gewisse Bescheidenheit. Das heisst nicht, dass man nicht handeln oder sich nicht einmischen soll.

MF: Wir müssen aufpassen, dass wir nicht einfach sehr viel reden und in unseren privilegierten Zonen aus Bemühungen der politischen Korrektheit handeln, sondern dass wir handeln, weil wir neugierig sind, weil wir offen sind für etwas, was wir noch nicht verstehen und wozu wir uns gern bewegen lassen, und dass wir handeln, wo wir können. Das wäre wieder die Geste der Hilfe. Auch wenn es überhaupt noch nicht realisiert ist und wir für ganz vieles noch sehr viel Energie aufwenden müssen, bis die Zustände sich verändern, sehe ich es nicht so schwierig in den Lösungsansätzen. Ich glaube auch, dass es ein gesellschaftliches Phänomen ist, dass wir probieren, Sachen so kompliziert zu machen, bis wir letztlich gar nicht mehr so viel machen müssen. Aber wir haben ja wieder einmal darüber gesprochen. Das ist für mich auch wieder ein Phänomen der sehr reichen Länder, ein Phänomen von dem, was wir vielleicht den Westen oder den Norden nennen. Ich glaube nicht, dass wir um das Handeln herumkommen. Und wenn wir handeln, können wir auch einmal falsch handeln. Die Handlungsmotivation sollte eine grundgute sein. Ich sehe es ganz buddhistisch: Wenn deine Motivation eine zugeneigte ist, ist nicht der Erfolg der Massstab, sondern wenn ich Gutes tun will und es schlägt fehl, ist es halt passiert, weil Fehler und Misserfolge passieren. Es hängt von der Geste und von der Motivation ab und nicht vom Resultat, das müssen wir allen zugestehen.

CB: Fehlerfreundlichkeit finde ich einen sympathischen Zug, die Orientierung am Handeln eigentlich auch. Insofern haben wir den Bogen geschafft, um die Dose vom Regal zu holen, wenn wir das als Bild für die Handlungsorientierung beibehalten wollen.

GC+MA+MT

Conflits d'objectifs –canon et appropriation culturelle

Entretien entre **Géraldine Cloux**, ancienne de la section Musique de la HKB, **Madeleine Amsler**, co-responsable de la filière Fine Arts et **Murat Temel**, étudiant à la HKB, qui rejoint les deux intervenantes à la minute 14.

GC: Je suis chanteuse et professeure de chant. J'ai d'abord étudié la musicologie et le piano à Genève, ensuite j'ai fait un master en pédagogie à la HKB à Berne pendant deux ans, puis j'ai enchaîné à l'Opera Studio de la HKB à Bienne pendant deux ans également. Je suis à présent de retour à Genève et je partage mon temps entre l'enseignement du chant et du piano ainsi que les concerts. J'ai aussi une activité pédagogique comme musicologue, par exemple en intervenant dans des classes d'école primaire, au Grand Théâtre de Genève. Il y a deux ans, j'ai fait le CAS Enseignement musical et besoins particuliers avec Christoph Brunner à la HKB toujours.

MA: Je suis co-responsable du Bachelor Fine Arts à la HKB depuis février. Avant, j'y ai enseigné l'histoire de l'art et la théorie. Je suis historienne de l'art, j'ai étudié à Zurich et Genève et j'ai aussi une pratique curatoriale, spécialisée dans la performance. Je continue à enseigner, ce qui est bien. J'ai grandi en Suisse Allemande, et je vis depuis 20 ans à Genève.

GC: À Berne également ?

MA: Oui, à la HKB. Une partie de mon travail est d'enseigner et l'autre de coordonner le bachelor. C'est assez varié …

GC: … et assez diversifié …

MA: … oui, et avec des degrés d'intensité assez différents, et ainsi, je ne perds pas le lien avec les étudiantes et les étudiants …

GC: … et tu gardes le lien avec le « terrain ».

MA: Pour en venir à notre discussion, je propose de commencer par la question du canon.

GC: Oui, et pour commencer, est-ce que tu pourrais citer une œuvre considérée comme un chef d'œuvre et qui est vue aujourd'hui comme étant problématique ?

MA: Il y en a plein … (rires partagés). Actuellement, plein de soit-disant chefs d'œuvre sont en train d'être recontextualisés, ce qui est important. Il y a notamment toute l'œuvre de Paul Gauguin, qui est rediscutée non seulement par rapport à son attitude et son regard colonialiste, mais aussi par rapport à des abus sexuel de mineures, quand il est parti sur les îles. Emil Nolde est également en train d'être recontextualisé ; c'était un fervent sympathisant de l'idéologie des nazis. Mais je ne sais pas si j'appellerais leurs œuvres des chefs d'œuvres. Cette notion va de pair en pair avec la « magnifique » invention du « génie ». Et à présent, ça m'intéresserait de savoir ce qu'il en est des chefs d'œuvres problématiques du côté de la musique.

GC: Oui, il y en a en effet et je vais y revenir. Mais pour finir avec ton propos : oui, ces œuvres sont bien connues, elles ont été beaucoup exposées. Et aujourd'hui ? Faut-il continuer à les exposer ? Faudrait-il changer la manière de les exposer ?

MA: Oui, le nouveau regard change la manière de les exposer. Récemment, il y avait justement une exposition sur Emil Nolde dans un musée en Allemagne (NDLR : Staatliche Museen zu Berlin). On y a beaucoup travaillé sur cette question, montré ses liens, son idéologie. On a donc choisi de montrer les tableaux, mais avec une importante contextualisation. Cette réécriture de l'histoire de l'art en la contextualisant est importante, mais il ne faut pas surexposer ces tableaux. Et je ne suis pas non plus en faveur de leur bannissement.

GC: Justement, c'était ma question sous-entendue. Car on voit aujourd'hui ce mouvement de « Cancel Culture » qui veut supprimer certaines choses.

MA: Je suis favorable à la contextualisation et non à la suppression. C'est probablement ma génération et mon environnement, entre autres, qui alimentent mon point de vue: je cherche plutôt une solution qui va vers un consensus. Je ne veux pas refaire l'histoire en effaçant certains éléments, mais en l'enrichissant. Je comprends aussi les demandes actuelles, mais, encore une fois, je suis en faveur de la (re-)contextualisation plutôt que de la suppression. Venons-en à présent à la musique, qu'en est-il dans ce domaine?

GC: Il y aussi ce problème, notamment dans l'opéra, avec les livrets qui peuvent être très machistes. On a assez souvent des scènes où la femme est dans une situation peu acceptable de nos jours. C'est toute la question: que fait-on? La musique est magnifique… Est-ce qu'on liquide la musique à cause du livret? Ou est-ce qu'on garde la musique, mais alors, que faire du livret? Aujourd'hui, il y a des metteuses et des metteurs en scène qui essaient de donner une nouvelle vision de l'histoire, mais au point qu'on ne comprend plus rien à l'intrigue. Ils sortent complètement le livret du contexte pour donner une interprétation contemporaine. Et quand la mise en scène est trop éloignée du livret d'origine, la cohérence n'est plus assurée. Cet avis est mon avis personnel, qui n'est pas partagé par toutes les personnes amatrices d'opéra. Je trouve que l'on devrait accepter un livret écrit dans un certain contexte, mais en le contextualisant, par exemple par des présentations d'œuvres et dans les textes du cahier de programme, pour dire qu'il s'agit aussi du reflet d'une époque. Si on veut parler d'un thème d'actualité, faisons plutôt des créations actuelles. Faisons des opéras actuels pour évoquer les problématiques actuelles plutôt que de déformer les livrets anciens pour les actualiser. Je trouve que ces adaptations ne marchent pas toujours très bien et finissent par ne pas atteindre l'objectif visé. Pour prendre un exemple concret qui porte sur la question raciale, il y a *Othello*, de Verdi. *Othello* était traditionnellement chanté par un chanteur blanc grimé en noir, ce qui est parfaitement inacceptable aujourd'hui. Il faut donc se demander comment gérer ce type de question. Encore une fois, la musique est magnifique. On peut envisager qu'un chanteur blanc puisse jouer ce rôle sans grimage. À l'inverse, j'ai vu une production à Genève où Pamina, dans la *Flûte enchantée* de Mozart, était chantée par une Sud-Africaine, ce qui ne m'a pas du tout dérangée par rapport à l'histoire. De toute manière, à l'opéra, on part de l'idée que la situation est artificielle, puisque ce sont les personnages qui sont sur scène qui chantent leur vie. Ce n'est pas le cas de la vie de tous les jours, nous ne chantons pas notre vie, nous ne nous exprimons pas en chantant. Donc, puisque nous nous trouvons dans un contexte artificiel, pourquoi vouloir rendre réalistes certaines choses? Pour ma part, que des chanteuses et chanteurs de tous horizons chantent des rôles composés à l'origine en Europe, ne me pose pas de problème. Mais il faut que le mouvement aille dans les deux sens: que les chanteuses et chanteurs d'origine extra-européenne aient accès à la totalité du répertoire. Il ne faut pas les confiner dans certains rôles. C'est avant tout une question d'habitude. Plus de souplesse permettrait de faire certaines œuvres sans se poser la question de la provenance des interprètes.

MA: Juste pour comprendre: jusque-là, des personnes non blanches n'avaient pas accès à certains rôles?

GC: Oui, pendant très longtemps, la situation était difficile pour les personnes qui n'avaient pas le «type européen» du personnage. En même temps, à l'opéra, c'est la voix qui est au centre. Donc pour moi, endosser un rôle ne devrait pas poser de problème tant que la voix est belle.

MA: Je partage cet avis. J'ai vu *Le nozze di Figaro* à Bâle avec Antoin Herrera-López Kessel et c'était très intéressant comment un chanteur reacisé suffit à défier les codes d'une forme traditionnelle. Je constate que le public est très conservateur, il a un certain âge, et j'imagine que c'est d'autant plus compliqué d'amener une diversité, de faire jouer des personnages par des personnes d'origine non blanche.

Murat Temel rejoint les deux intervenantes à la minute 14. Madeleine Amsler résume la situation: elle et Géraldine Cloux ont discuté sur la pertinence de montrer/représenter des chefs d'œuvre qui posent problèmes aujourd'hui, que ce soit dans les arts visuels ou dans la musique et quitte à briser le canon.

MA: Quelle est la situation dans la littérature: connais-tu des livres qu'il y a lieu de recontextualiser ou qu'il faudrait arrêter de diffuser? Mais pour commencer: pourrais-tu te présenter brièvement?

MT: Je viens de terminer un master en Contemporary Arts Practice CAP. Je me suis spécialisé dans la littérature et la performance, mes domaines d'activités principaux. Pour ce qui est des œuvres qui ne sont plus trop «présentables» aujourd'hui, je pense par exemple à celles de H. P. Lovecraft – vous connaissez?

GC *et* **MA**, *d'une voix*: oui, nous voyons de qui il s'agit.

MT: Il est presque un peu darwiniste, il me semble que de ce que j'ai lu, il y a des choses qui ne sont plus très montrables de nos jours. Il y a aussi Céline, très antisémite. En y réfléchissant, il y en a passablement de ces auteurs et autrices, mais ces deux sont les premiers qui me sont venus à l'esprit.

MA: Nous avons discuté auparavant des arts visuels et de la musique, et dans quelle mesure il est judicieux de continuer à montrer/jouer des œuvres dont le contenu est problématique. Et pour les livres, une contextualisation permettrait-elle de continuer de les lire?

MT: J'ai pensé à la manière d'enseigner l'histoire de l'art, surtout de l'art ancien, quand on parle de la Renaissance, par exemple. Cet enseignement est très ancré dans un rayon géographique. J'ai dû apprendre seul ce qui se passait ailleurs qu'en Europe, et même en Europe occidentale, à cette époque. Je me disais que c'était une manière plutôt incomplète d'apprendre l'histoire de l'art, dans la mesure qu'il y a toujours eu des échanges avec les autres cultures. Ces autres cultures étaient toujours considérées comme des «sous-cultures». En lisant par exemple le livre *Mon nom est Rouge* de l'écrivain turc Orhan Pamuk, j'ai réalisé que les artistes évoqués qui peignaient des miniatures persanes avaient beaucoup d'échanges avec les artistes dits occidentaux. Les artistes orientaux et occidentaux se tendaient réciproquement des miroirs. Selon moi, enseigner l'histoire de l'art en montrant les échanges entre artistes «orientaux» et «occidentaux», dans ce cas, donnerait une vision beaucoup plus complète. Par exemple, les artistes persans n'avaient pas le droit de faire d'autoportraits pour ne pas flatter leur ego; au contact des artistes occidentaux, ils ont trouvé des moyens de contourner cet obstacle. En voyant ces nouvelles manières de faire, les artistes occidentaux, pour ne pas se faire dépasser, se sont adaptés à leur tour. On constate une sorte de compétition. Il m'a semblé que c'était beaucoup plus dynamique d'apprendre l'histoire de l'art en mettant le doigt sur ces échanges pour comprendre qu'il y a toujours eu des autres points de vue et des échanges. C'est un moyen de montrer que ce qui est différent n'est pas une «sous-culture». Et je parle ici seulement de l'«Orient», à savoir, ici, la région comprise entre la Turquie et l'Inde, sans parler de la Chine et du Japon. C'est l'exemple que je connais. J'ai donc réfléchi à la manière d'enseigner l'histoire de l'art sur cette base. Je pense aussi aux peintres coloniaux qui montrent l'ailleurs sous un angle très «exotisant». De manière générale, je réalise qu'enseigner selon le schéma traditionnel, c'est prendre le risque de retomber toujours dans les mêmes clichés.

Géraldine Cloux Murat Temel Madeleine Amsler

GC : En musicologie, nous assistons au même phénomène. La musicologie (j'ai fait un bachelor dans ce domaine à Genève), c'est l'histoire de la musique occidentale. On a exactement le même schéma de transmission. Et j'ai toujours trouvé étrange que l'on ait regroupé toutes les autres musiques sous le terme d'« ethnomusicologie » : c'est une manière de traiter ces musiques comme « exotiques » et de les mettre dans une « sous-catégorie ». Le développement musical a été très riche et complexe dans le monde entier au niveau des instruments, des techniques, des rythmes, et des harmonies. Il a fallu attendre la fin du XIXe siècle pour que certains compositeurs et compositrices d'origine européenne s'y intéressent, mais encore une fois, comme tu le disais, Murat, avec un regard curieux, « exotique ». Je pense aux expositions universelles, où on ramenait des personnes de loin pour les exposer, un peu comme dans une foire. On allait voir ce que ces personnes faisaient comme musique. Je pense aussi à Debussy, compositeur français de la fin du XIXe/ du début du XXe siècle, qui s'est intéressé à ces musiques et qui a complètement et fondamentalement renouvelé sa propre musique suite à ce contact. Beaucoup de compositeurs et de compositrices se sont servis des éléments exotiques « en surface », pour donner des couleurs, mais sans que l'élément exotique intègre à part entière leur propre tissu musical. C'était une sorte de folklorisme. Mais d'autres artistes, tels que Debussy, ont fondamentalement changé la structure de leur musique grâce à ces apports. De manière générale, ce phénomène est très tardif. En réalité, il y a sans doute toujours eu un dialogue entre les milieux et au lieu de supprimer des œuvres, pour revenir sur ce que nous discutions tout à l'heure, il serait plus judicieux de montrer que la réalité est beaucoup plus vaste et que les apports des un-e-s et des autres ont enrichi chaque culture musicale.

MT : C'est ce que je ressens aussi. J'ai commencé mes études en arts visuels en Valais et dans toutes les écoles d'art que j'ai fréquentées, on enseignait l'histoire de l'art occidental. Longtemps, ça ne m'a pas frappé. C'est en discutant avec des collègues turcs, par exemple, que j'ai réalisé qu'eux aussi apprenaient cette perspective occidentale. Si on évoquait la culture locale, c'était anecdotique, un petit « bonus », mais non pour lui réserver une place centrale. L'art local extra-européen, dans l'enseignement de l'histoire de l'art, n'est pas un art à part entière. C'est en comprenant ce phénomène que j'ai commencé à me dire que c'était décidément un horizon très restreint. Je me suis aussi demandé comment avoir accès à ces connaissances non eurocentristes. J'ai pensé aux étudiantes et aux étudiants internationaux, qui peuvent sans doute avoir accès à ces connaissances. Mais quelle légitimité leur donnera-t-on quand ils/iels utiliseront ces sources ? Ensuite, il y a les personnes qui vivent à un endroit dont elles ne sont pas originaires et pour qui ce sera beaucoup plus difficile d'accéder aux références locales. Ce sera compliqué pour ces personnes de se sentir représenté-e-s. Cet écart va créer un certain désarroi par rapport aux références.

MA : L'accès est une notion clé selon moi. Dans mon cas, j'étudie la question de l'accès pour les femmes. J'essaie d'inclure dans les cours un maximum de voix. L'information existe mais il faut la chercher séparément. Beaucoup de travail a été fait depuis les années 1970. La première vague féministe en art a ouvert la voie à beaucoup d'acteurs et d'actrices culturels, mais l'approche n'était pas aussi intersectionnelle qu'aujourd'hui, et ce travail a été un peu oublié. Aujourd'hui, il y a une nouvelle vague et, de plus, on trouve des informations sur internet, alors qu'autrefois, on devait aller chercher l'information dans des magazines d'art de l'époque dans des bibliothèques, numéro par numéro, c'était assez compliqué. À présent, il y a davantage de monographies consacrées à des artistes femmes, ce qui est très important. Par rapport à ce que tu as dit au sujet du canon, Murat, il est vrai que le canon a été globalisé. C'est en train de changer. Le marché du Nord d'après-guerre avait couvert tout le discours qui est en cours de déconstruction actuellement. On déconstruit aussi l'art abstrait : on canonisait Kandinsky comme « inventeur » de l'art abstrait, et cela a été fortement discuté dans le processus de la redécouverte de l'œuvre de Hilma af Klint par exemple. Ce travail doit continuer à se faire.

GC : Pour ce qui est de la musique, nous avons parlé de l'opéra de même que des chanteuses et des chanteurs. J'avais lu un article où l'on évoquait la question de « qui chante quoi ? », mais aussi de « qui met en scène ? ». Une étude montre qu'au Met de New York, sur 25 opéras, un seul avait été mis en scène par une femme. On peut se poser la question des interprètes, mais on doit aussi se poser celle du regard posé sur le livret, sur l'opéra. Il y a encore beaucoup de travail. On commence à avoir des cheffes d'orchestre, mais statistiquement, elles sont encore très minoritaires. Une chose qui a beaucoup changé dans le monde musical, c'est la présence des femmes dans les orchestres depuis que les auditions se font à l'aveugle : derrière un rideau et sans chaussures pour ne pas entendre le bruit des talons potentiels. Le taux de femmes a fortement augmenté depuis. Sinon, dans la vision à porter sur l'orchestre et dans l'interprétation du canon, on est encore loin du compte pour les cheffes et les metteuses en scène.

MA : Dans l'enseignement, j'essaie toujours de montrer des voix différentes, mais c'est très délicat, dans le sens où je ne veux pas m'approprier d'autres travaux qui proviennent d'autres lieux que de l'Europe, et des régions autres que celles où j'ai grandi. Et même en Europe, je connais beaucoup moins bien l'Italie que l'Allemagne ou la France. C'est une question assez délicate dans l'enseignement : peut-on tout présenter ? Peut-on faire de la place pour d'autres voies, ou pas, et si oui, dans quelles circonstances ? Je continue de me poser des questions, mais je n'ai pas de réponse.

GC : Non, ce n'est pas évident. En musique non plus, je ne me lancerais pas forcément dans certaines explications, comme toi, je ne connais pas suffisamment bien la matière de l'intérieur. Certaines connaissances sont liées à des vécus, que je n'ai pas. Je souhaiterais plutôt entendre des gens qui ont ce vécu.

MT : Cette question est très délicate ; c'est compliqué de toujours inviter des personnes qui représentent quelque chose. Ce serait étrange de le faire. Si c'est la retransmission d'un enseignement reçu, pourquoi pas. D'un autre côté, on est toujours dans une position « dominante ». De voir parler assied en quelque sorte ce côté dominant. Même pour moi, qui suis en quelque sorte concerné par mes origines, alors que je suis né et que j'ai grandi ici. Ça me met mal à l'aise d'en parler parce que je n'ai pas le vécu qui va avec, même si j'ai le « vécu d'ici », alors que je n'ai pas le « vécu de là-bas ». Même chose pour le côté queer, quand on est concerné, on est dans une bulle. Je vis cette intersectionnalité mais ce n'est pas évident. Je pense juste aux invitations, ou à la libre référence. En tant qu'étudiant-e, l'enseignement nous fait prendre connaissance de certains faits et noms et on est libre d'accéder à l'information y relative. En même temps, il peut être frustrant de ne pas apprendre par transmission. Je ne sais pas ce qui vaut mieux.

MA : C'est effectivement délicat.

GC : Et tout à l'heure, tu nous as dit que tu avais constaté que l'enseignement de l'histoire de l'art était le même partout. En d'autres termes, ailleurs, ils ont fait le chemin d'enseigner les canons d'ici.

MT : Effectivement.

GC : Est-ce que cette manière de faire pourrait aller dans les deux sens ?

MT: Oui, je le pense. En même temps, le positionnement serait très différent, parce que l'enseignement que l'on fait de l'histoire de l'art d'Europe occidentale est très glorifiant. Une position qui voudrait réhabiliter les femmes, les personnes qui ne sont pas d'Europe et des personnes queer, ces personnes qui n'ont pas été mises en valeur, correspond à une approche complètement différente.

GC: Il faut faire attention de partir d'un point de vue égalitaire. Il ne s'agit pas de valoriser quelque chose qui était considéré comme peu significatif, mais de considérer que différentes réalités sont au même niveau.

MT: Oui, il faut viser la suppression de cette idée de hiérarchies, qui je trouve est encore très présente. Même quand on présente des artistes femmes, on a parfois l'impression que c'est juste un bonus.

GC: Je fais le même constat. La femme, c'est l'exception et exceptionnellement, on va vous la montrer.

MT: Oui, lorsqu'elles sont présentées, c'est comme si ce n'était pas normal qu'elles soient là. Je trouve dommage. Je pense aussi que ce sont des processus qui doivent se faire au fond de nous-mêmes pour arriver à la conclusion que c'est normal.

TB+AR+EG

Freie Rede in geschützten Räumen –Handlungsfähigkeit der Hochschule im Umgang mit Diskriminierung

Ein Gespräch zwischen HKB-Direktor **Thomas Beck**, **Annie Rüfenacht**, Dozierende Sound Arts und **Eliane Gerber**, Forschende HKB

AR: Ich bin Lehrbeauftragte im Studiengang Sound Arts. Die Auseinandersetzung mit dem Thema Diskriminierung ist für mich eine Herzensangelegenheit. Ich empfinde als Lehrperson eine gewisse persönliche Verantwortung gegenüber unseren Studierenden und lerne laufend selbst dazu. Dass ich sensibilisieren kann, dass ich sensibilisiert bin, dass ich empowere, ist für mich wichtig, nicht nur privat, sondern auch in meiner Lehre.

TB: Ich bin seit 2009 Direktor der Hochschule der Künste. In diesen 13 Jahren hat die HKB eine riesige Entwicklung durchgemacht. Ich würde sehr gern das Stichwort der Verantwortung gegenüber den Studierenden aufnehmen, denn ich wäre auf der falschen Position, wenn das nicht ein Hauptantrieb für meine Tätigkeit wäre. Die Hochschule als geschützten Raum zu verstehen: ja und nein. Ja, weil ich finde, wir brauchen eine gut verankerte Fehlerkultur, ich halte das für zentral. Ohne die Freiheit, scheitern zu dürfen, könnten wir unseren Auftrag nicht erfüllen. Studierende, die sich künstlerisch oder gestalterisch artikulieren, müssen in der Lage sein, Erfahrungen zu sammeln, ohne gleich der grossen Öffentlichkeit ausgesetzt zu sein. Sie müssen den Expert*innen gegenüber ihre Entwicklung präsentieren – im Dialog, im Mentorat und in welchem Format auch immer. Ich glaube, es ist essenziell, dass dies nicht in der breiten Öffentlichkeit passiert, sondern im geschützten Raum. Dennoch kann und möchte ich die Studierenden der HKB nicht beschützen vor all den Diskursen und Dialogen, und seien sie auch noch so angriffig, denen sie vielleicht im späteren Berufsleben ausgesetzt sein werden. Ich glaube, es gehört vielmehr zu unserer Ausbildung, den angehenden Künstler*innen den Umgang damit zu erleichtern und sie darauf vorzubereiten. Insofern muss der geschützte Raum auch viele Fenster zur Welt haben.

EG: Ich habe 2020 an der HKB den Master of Design abgeschlossen. Ich bin im Forschungsschwerpunkt Design und Rhetorik sowie in der Projektleitungsgruppe Antidiskriminierung tätig und beschäftige mich auch in meiner Freizeit und sonst im Beruf mit Fragen rund um Gewalt und Diskriminierung und damit, wie man Gewalt vermeiden oder dagegen auftreten kann. Unter dem Begriff Safe Space verstehe ich einen Ort, an dem Leute mit ähnlichen Erfahrungen untereinander sind, wodurch ein Gefühl von Sicherheit entsteht. Mir ist es wichtig, dass eine Hochschule wie die HKB ein vielfältiger Raum ist. Aus meiner Sicht kann die HKB kein Safe Space sein, weil wir Vielfalt wollen und ein Ort sein wollen, wo Leute in Vielfalt aufeinandertreffen. Zudem ist die Frage der Sicherheit – und wen wir vor was schützen – auch eine Frage in Bezug auf die Zugänglichkeit der Hochschule. Wie stellen wir sicher, dass viele verschiedene Menschen an der Hochschule sein können? Daher finde ich wichtig, dass die Hochschule im Umgang mit Diskriminierung handlungsfähig ist und für mehr Sicherheit sorgt, als sie in einer Gesellschaft vorhanden ist, die stark geprägt ist von Rassismus, Sexismus und ganz vielen anderen Formen von Diskriminierung.

TB: Wie siehst du das Verhältnis von Sicherheit und Diversität?

EG: Ich habe selber eine Traumafolgestörung. Damit ich an Kursen zu gewissen Themen teilnehmen kann, ist es für mich wichtig, dass ich vorab informiert bin und meine Zustimmung geben kann, wenn im Kurs zum Beispiel stark gewalttätige Bilder gezeigt werden. Denn wenn ich darüber nicht informiert bin und mit solchen Bildern unvorbereitet konfrontiert werde, löst das bei mir unter Umständen eine Panikattacke aus. Dieses Beispiel zeigt, dass die Hochschule meinen Zugang mindert, wenn ich nicht die Möglichkeit erhalte, mich zu schützen, sondern mir einfach alle möglichen Inhalte zugemutet werden. Diese Diskussion führen wir im Projektleitungsteam auch immer wieder. Sie ist im Zusammenhang mit Unterricht, Kanon und studentischen Projekten an einer Kunsthochschule von grosser Bedeutung. Gibt es Themen, Bilder und Ausdrücke, über die vorab informiert werden sollte, wenn sie vorkommen? Wer wird ausgeschlossen, wenn alles jederzeit sag- und zeigbar ist? Und wann sind Grenzüberschreitungen in künstlerischer Arbeit produktiv, relevant und wichtig? Und welche Rahmenbedingungen eignen sich dazu, dass angehende Kunstschaffende dazu eine differenzierte, eigene Haltung entwickeln können? Ich glaube, es braucht – zumindest situativ – Grenzen. Diese verändern sich auch mit dem gesellschaftlichen Diskurs.

TB: Ich finde das aus deiner Perspektive absolut nachvollziehbar. Ich glaube einfach, dass die Grenze zu Zensur und Selbstzensur eine sehr schmale ist. Diese Linie so virtuos zu bespielen, dass sie das künstlerische Potenzial nicht willkürlich einschränkt, ist eine grosse Herausforderung. Eine Kunstgeschichte ohne Gewaltdarstellung ist nicht vorstellbar. Habe ich dich richtig verstanden, dass du sagst, das muss auch möglich sein, aber bitte gebt mir vorher Bescheid, damit ich mich aus einem solchen Diskurs ausklinken kann?

EG: Genau. Oft beobachte ich eine Polarisierung: «Darf man das noch sagen?». Entweder jede*r darf jederzeit oder niemand niemals. Aber die Beschäftigung mit der Frage, ob man für unterschiedliche Leute unterschiedliche Räume schaffen sollte, fehlt. Oder auch die Frage, wie Leute ihre Zustimmung geben können oder wie sie darüber informiert werden können, damit sie selber entscheiden können, ob sie damit konfrontiert werden wollen oder nicht.

TB: Ich gebe zu, die Vorstellung, dass ein Filter darübergelegt wird, wer welche Kunst konsumiert, ist für mich im Moment eher abschreckend. Heute schon kannst du den Kinosaal jederzeit verlassen, auch wenn du nicht vorgewarnt wurdest. Du kannst sagen, dem setze ich mich nicht aus, ich gehe. Führen Triggerwarnungen nicht automatisch auch zu einer Selbstzensur von Künstler*innen? Ist es erstrebenswert, dass ein Teil des Publikums nur noch die eine Form von Kunstwerken und ein anderer Teil des Publikums eine andere Form von Kunstwerken zu sehen oder zu hören bekommt, wenn wir uns daran gewöhnen, dass jede künstlerische Äusserung im Vorfeld mit Filtern versehen ist? Unterbindet das nicht einen gemeinsamen Reflexionsprozess? Wäre es nicht viel interessanter, wenn verschiedenste Leute mit und ohne Traumatisierungen, mit verschiedensten Hintergründen – einfach ein maximal diverses Publikum – über Gewalterfahrungen ins Gespräch kämen? Verhindert man eine diskursive Wahrnehmung von Kunst nicht dadurch, dass man sie so separiert?

AR: Es wird immer Diskriminierung stattfinden, solange wir ein Publikum im Raum haben, das sich nicht mit dieser Thematik auseinandersetzt. Anders gesagt es wird immer eine latente Diskriminierungsgefahr bestehen, solange wir Studierende ausbilden, die diesen Diskurs im Prozess ihrer künstlerischen Arbeit nicht reflektieren. Dass wir als Lehrpersonen wissen, wie wir sie während ihres Studiums begleiten

Annie Rüfenacht Thomas Beck Eliane Gerber

können, damit eine bewusste Auseinandersetzung zum Beispiel mit Sprache stattfindet oder der Diskurs zur Diskriminierung in der eigenen Kunst- oder Musikvermittlung überhaupt in Betracht gezogen wird, finde ich wichtig. Ich wünsche mir ein diverses Publikum, darum ist es für mich erstrebenswert unsere Studierende zu informieren, ihnen ein Bewusstsein zu verschaffen, was Diskriminierung überhaupt ist, sie zu erkennen und zu benennen, um schlussendlich auch Gewalt- oder Rassismuskontexte in der Kunst hinterfragen zu können.

EG: Jetzt ist die Situation so, dass auf dem Papier alle Zugang haben. Aber nicht jeder Raum ist für jede Person im gleichen Mass sicher. Menschen sind divers, deshalb sind wir – auch wenn es auf dem Papier anders aussieht immer in Situationen, wo unterschiedlich guter Zugang besteht. Wie kann die HKB ihre Veranstaltungen so sicher gestalten, sodass alle an ihnen teilhaben können, und wo ist die Schwelle für verschiedene Leute? Und welcher Raum braucht welche Grenzen? Auch in unserer Hochschule gibt es verschiedene Räume. Es gibt Räume, wo wir über ein Diskriminierungsthema sprechen. Es gibt Räume, wo wir in der Klasse sind und vielleicht über ein Buch oder einen Text sprechen, der sich mit einem Diskriminierungsthema befasst. Wo wir Kunst produzieren, das ist noch einmal ein anderer Raum. Ich glaube, diese Räume haben unterschiedliche Ansprüche an Sicherheit und brauchen unterschiedliche Grenzen. Ich weiss aber nicht, ob Sicherheit der richtige Ausdruck ist oder ob es nicht eher um die Frage des Zugangs geht. An Orten, wo ich mich nicht sicher fühle, nehme ich weniger aktiv teil.

TB: Was verstehst du in diesem Kontext unter Sicherheit?

EG: Es kommt auf meine Position an. Wenn ich als Mitarbeitende weiss, dass ich riskiere, meinen Job zu verlieren, wenn ich irgendetwas über mich erzähle, führt das zu einer Form von Unsicherheit. Wenn Leute mich auf eine beleidigende Art und Weise beschimpfen und sich niemand dagegen wehrt, führt auch das zu einer Form von Unsicherheit. Auch wenn ich etwas sage und völlig falsch verstanden werde, kann das zu einer Form von Unsicherheit führen. Wie seht ihr das mit der Sicherheit in Bezug auf einen Hochschulkontext?

AR: Während meiner Zeit als Studentin an der HKB gab es Situationen, in denen ich merkte, das macht irgendetwas mit mir. Da hätte ich mir gewünscht, mehr Unterstützung, Vertrauenspersonen oder Gleichgesinnte zu haben. Dort sehe ich auch, dass sich die HKB in den letzten zehn Jahren sehr weiterentwickelt hat, schon nur bezüglich der Sensibilisierung. Dass die HKB sich hier entwickelt, sich verändert hat und auch die Dringlichkeit sieht, finde ich positiv. Grosse Unsicherheiten sehe ich im Moment darin, wie wir unsere Studierenden abholen können, wenn sie eine negative Situation erleben. In solchen Situationen müssten wir die Studierenden besser unterstützen.

TB: Das Schlüsselwort ist «Sensibilisierung». Was aus meiner Sicht nicht der Weg sein kann, wäre Separation. Nur noch Leute zusammen zu bringen mit ähnlichen Hintergründen und diese möglichst von den anderen zu separieren, damit sie nicht in Konflikt zueinander geraten, sehe ich als grundfalschen Weg. Ich befürchte, wenn man diese Strategie einschlagen würde, führte das mindestens mittelfristig zu noch viel mehr Diskriminierung, weil es die Vorurteile der einzelnen Blasen anheizen würde. Dadurch würde ein produktiver Diskurs verunmöglicht.

EG: Ich sehe es als Hauptaufgabe für uns alle, zu üben, mit Diversität umzugehen, so dass ein angemessener Zugang für alle resultiert. Damit wir in der Lage sind, aufeinander einzugehen, zusammenzuarbeiten und unsere Probleme zu lösen, braucht es Begegnungen in dieser Vielfalt. An gewissen Orten braucht es *Safe Spaces,* wo Leute, die ähnlich sind, sich über ihre Erfahrungen austauschen können. Ob die HKB diese bereitstellen muss, ist eine andere Frage. Die Hauptaufgabe der HKB ist, ein Ort zu sein, wo möglichst viele verschiedene Menschen zusammenkommen können, und dafür braucht es gewisse Grundlagen. Wir stellen fest, dass gewisse Gruppen an der HKB fehlen. Wir müssen hinterfragen, ob es für sie vielleicht Hürden beim Zugang gibt. Wir sollten uns konstruktiv damit auseinandersetzen, wo wir Hürden in unserem Umgang schaffen und wie wir diese abbauen können.

TB: An Kunsthochschulen sind wir alle Mitglieder einer *Gated Community.* Da sind schon schwere Eisentore vor unseren Institutionen, das ist uns auch sehr bewusst. Wir haben eine Initiative gestartet, stehen hier aber noch ganz am Anfang, eine Arbeitsgruppe unter Leitung von Felicity Lunn, in der es darum geht, die Diversität unter den Studierenden zu erhöhen. Das bedeutet vor allem, dass man sich diese Eisentore vor den Kunsthochschulen genauer anschauen und sehen muss, wer einen Schlüssel zu diesen Toren hat, wie mit diesem Schlüssel umgegangen wird und wer eigentlich überhaupt in der Lage ist, die «geheiligten Hallen» einer Kunsthochschule betreten zu können. Oft ist das nur bedingt abhängig von künstlerischem oder gestalterischem Potenzial, sondern es hat sehr viel mit Zugehörigkeit zu bestimmten Gruppen und vor allem mit sozialen Schichten zu tun. Diesem Thema werden wir uns annehmen, wobei wir hier vor allem auch die ganzen Eignungsprüfungsprozesse anschauen werden. Was für eine Sprache wird da gesprochen, wie muss man sich dort präsentieren können, um überhaupt in unsere Community Einlass zu finden? Da gibt es sehr viele Punkte, die wir vielleicht auch verbessern können.

EG: Das muss auf allen Ebenen passieren. Gleichzeitig, denke ich, sind wir in vielen Punkten schon an einem sehr guten Ort. Meine Erfahrung ist, dass an der HKB sehr konstruktiv darauf eingegangen wird, wenn ich meine Bedürfnisse kommuniziere.

AR: Das wollte ich mit meiner Aussage unterstreichen, dass sich sehr viel verändert hat. Das SkillsHub bietet interessante Weiterbildungsangebote und Workshops zu den Themen Diversity oder Antirassismus. Ich habe ein paar solche Kurse besucht und fand es super und lehrreich, weil auch ein Austausch stattfinden konnte. Ich wünsche mir, dass ein Austausch im Hochschulkontext noch weiter kultiviert und etabliert wird. Manchmal vielleicht mit noch etwas mehr Nachdruck auf die Tragweite, die eine solche Weiterbildung haben kann. Die HKB bildet Personen aus, die später im Berufsleben vielleicht in einer Führungsposition sind. Dort könnte sich die Hochschule der Dringlichkeit bewusster werden, dass nicht nur Studierende, Dozierende, Assistierende, Forschende, sondern auch Führungskräfte und Gremien, welche zum Beispiel über die Besetzung der Studienplätze entscheiden, an einem solchen Kompetenztraining teilnehmen. So konnte ich im Kurs neue Erkenntnisse gewinnen und auch im privaten Bereich meine Vorurteile und meine Privilegien hinterfragen. Ich würde mir wünschen, dass wir das alle gleichermassen erkennen.

TB: «Alle» wäre wohl eine Utopie. Aber wie erreichen wir möglichst viele? Ein bestimmter, zum Glück wachsender Personenkreis interessiert sich bereits dafür, den erreichen wir, der besucht diese Kurse und Workshops. Andere, die das Thema vielleicht weniger interessiert, halten sich davon eher fern. Das ist die grosse Schwierigkeit und dahinter steht natürlich auch die Frage, wie verpflichtend solche Weiterbildungen sein sollen. Und ist es überhaupt sinnvoll, jemanden gegen seinen Willen dazu zu verpflichten, so einen Kurs zu besuchen?

EG: Ein wichtiger Teil in den Weiterbildungen sind die Inhalte, die vermittelt werden. Gleichzeitig sind Weiterbildungen auch Orte, wo Menschen sich treffen und austauschen, Verbindung und Networking stattfinden können, woraus unter Umständen auch hochschulpolitische Aktionen entstehen können. Dort sehe ich eine grosse Chance. Hier stellt sich aber auch die Frage, ob wir Workshops anbieten, die jeweils auf eine bestimmte Form von Diskriminierung eingehen, oder solche, die eher Übergreifendes behandeln. Bei vielen Diskriminierungsthemen gibt es ähnliche Aspekte, die auf die verschiedenen Gruppen übertragbar sind, dann gibt es aber auch sehr viele gruppenspezifische Sachen. Vielleicht wäre es zukünftig auch sinnvoll, zumindest bei Mitarbeitenden für ein gewisses Grundwissen zu sorgen. Bei den Weiterbildungen sehe ich verschiedene mögliche Wege. HKB-weit ist aber auch die Rekrutierung wichtig und die Etablierung von Prozessen. Wir merken von der Projektleitung her, dass ganz viel Unterstützung kommt, spezifisch auch von dir, Thomas. Es ist Verständnis da, es ist Interesse da und du priorisierst die Themen. Ich möchte gern fragen, warum dir das so wichtig ist.

TB: Eine Hochschule ist ein extrem diverser Raum. Mit dieser hohen Diversität unserer Strukturen, Meinungen, Kulturen, Sprachen umzugehen, ist mein tägliches Geschäft. Ich bin schon sehr lange der Überzeugung, dass wir, wenn wir es als Institution nicht schaffen, unsere Diversität auf eine humane Art zu orchestrieren, den Nutzen, diesen unglaublichen Reichtum dieser Diversität nicht fruchtbar machen können. Es geht mir darum, diese vielfältigen Menschen, diese vielfältigen Zugänge, Positionen, Perspektiven so in Dialog zu setzen, dass etwas Tolles daraus entsteht. Ich habe da übrigens eine ganz schöne Erfahrung gemacht. Bei der letzten Departementskonferenz signalisierten ein paar Kolleg*innen an einem Workshop, dass sie die HKB als eine Art gesellschaftlicher Utopie empfänden und sie gerne entsprechend weiterentwickeln würden. Ich finde das Wort «Utopie» vielleicht ein bisschen hochgegriffen, aber dass wir versuchen, in

dem Konstrukt einer Kunsthochschule manche Dinge vielleicht besser zu gestalten als ausserhalb dieser Institution, ohne gleich einen geschützten Raum um jeden Preis aus ihr machen zu wollen, finde ich eine wunderbare Idee, und dieser fühle ich mich auch verpflichtet.

AR: Ich komme noch einmal auf die Studierenden zurück. Wie können wir unsere Studierenden besser empowern? Ich sehe das als sehr wichtigen und herausfordernden Task, den man von Fall zu Fall anschauen und mit einer gewissen Empathie ernstnehmen muss. Ich möchte sie ermutigen, Diskriminierung anzusprechen,. Denn das braucht Mut und es sind teilweise auch unangenehme Themen und es geht einem nahe. Sie zu bestärken, indem wir ihnen zuhören und fähig sind, sie zu beraten oder sie weiterzuleiten an entsprechende Beratungsstellen, sehe ich als wichtige Aufgabe für mich als Lehrperson. Es sollten nicht die Studierenden sein, die mich instruieren und zur beratenden Instanz werden, sondern ich muss sensibilisiert sein.

TB: Didaktik und Beratung sind das eine, Vorbilder das andere. Wir brauchen Persönlichkeiten, die an der HKB in verschiedensten Rollen mit den Studierenden in Dialog kommen, ob als Führungspersonen oder vor allem als Lehrende, die diesen Diskurs auch glaubhaft verkörpern und praktizieren können. Damit man als Studierende*r mit einem*r Mentor*in eine enge dialogische Beziehung aufbauen kann, braucht es dort die richtigen Personen. Dass man deshalb Personen mit einem interessanten Background, mit einem unverwechselbaren Profil und der entsprechenden Erfahrung an die Hochschule holt, um fruchtbare Dialoge in Gang zu setzen, scheint mir zentral zu sein.

EG: Was ich von euch höre, ist: Diskriminierung erkennen, ansprechen und vorbildlich damit umgehen. Das passiert einerseits auf einer individuellen Ebene, da sehe ich aber auch die institutionelle Ebene, die dort vorbildlich sein kann. «Null-Diskriminierung» oder «Null-Konflikt» lässt sich nicht erreichen. Das gibt es nur, wenn man Diskriminierung ignoriert. Wir müssen ein Ort sein, wo ganz viele Leute daran arbeiten, mit Diskriminierung umzugehen, und zwar in einer Form, die Beziehungen wieder heilt und Leute unterstützt in Momenten, wo sie geschwächt oder verletzt werden. Wir müssen uns darum bemühen, zu erkennen, wo wir das nicht sind. Und dort, wo wir das nicht sind, müssen wir schauen, wie wir es werden können. Dazu gehört, dass man Hintergrundwissen zu Diskriminierung vermittelt, dass man aber auch miteinander einübt, wie man im Falle von Grenzüberschreitungen vorgeht. Annie, du hast vorhin gesagt, dass du die Anforderung an dich selbst hast, dass du genug darüber weisst, damit die Studierenden nicht in die Beratungsfunktion geraten müssen. Ich stimme dir dort in vielen Punkten zu, gleichzeitig weiss ich aber auch, dass vieles sehr individuell ist. Es gibt allgemeine Informationen, die man haben sollte, trotzdem gibt es sehr viele Einzelfälle. Es wird immer Situationen geben, wo ich mir sagen lassen muss, das war jetzt diskriminierend, und wo diese Person recht hat. Das heisst nicht, dass ich meinen Job nicht gemacht habe, sondern dass ich unter Umständen etwas nicht auf dem Schirm hatte, von dort aus aber weitergehe und weiterlerne. Das hat auch mit der Fehlerkultur zu tun, die am Anfang angesprochen wurde.

AR: Ich sehe das auch so. Ich wollte damit eher sagen, dass eine Person, die von Rassismus betroffen ist und ihren Fall an uns heranträgt, das nicht mit mir erarbeitet und sie nicht mich aufklärt, sondern dass ich die Empathie oder das Verständnis bereits habe und weiss, wie ich reagieren und sie unterstützen kann, damit ich beraten und in diesem Moment vielleicht sogar eine Vertrauensdozentin sein kann. Ich erhoffe mir, dass Studierende richtig begleitet werden und sie nicht die Dozierenden beraten müssen, was genau Rassismus ist und was nicht.

EG: Oder dass ich den häufigsten zehn Fettnäpfchen ausweichen und dann ins elfte treten kann. Und vielleicht auch, dass ich meine eigenen Grenzen kenne und jemandem auch sagen kann, dass ich zu einem bestimmten Thema nicht kompetent bin, und diese Person aus diesem Grund an die richtige Stelle weiterleite.

AR: Ich muss die Beratungsstellen kennen, damit ich weiss, welche Person ich wohin weiterleiten kann, wenn mein Kompetenzbereich das nicht abdeckt.

TB: Nicht zuletzt ist das alles auch eine Frage des Respekts. Ich finde, Respekt ist einfach zentral. Respekt vor der Individualität der Person, die mir gegenübersteht, mit all ihren Erlebnissen und Traumata. Ich halte es für zentral, dass wir gerade als Kunsthochschule, die ja Individualität ausbildet, diese Personen ernstnehmen und sie respektvoll behandeln und ihnen das Netz geben, welches wiederum Sicherheit bedeutet, dass es Personen oder Institutionen gibt, an die man sich wenden kann, dass es Spaces gibt, ob safe oder wie auch immer, wo wir dafür sorgen, dass die Sicherheit da ist, dass man sich öffnen kann, ohne diskriminiert zu werden.

EG: Dort aber auch zu sagen, es gibt Spaces, wo wir das nicht garantieren.

TB: Ja, für eine lebendige Diskurskultur braucht es sozusagen *Safe Spaces* und *Fight Spaces*.

AR: Einander mit Respekt und auf Augenhöhe begegnen, Machtgefälle erkennen, benennen. Viele von den 10 Prozent PoC an der HKB haben den Mut, auf uns zuzukommen. Mir ist es wichtig, dass wir sensibilisieren oder Aufklärungsarbeit leisten können, wenn wir feststellen, dass an einem Ort ein Machtgefälle entstanden ist. Was ist vorgefallen? Was kann ich unternehmen, damit die Studierenden wieder geschützt sind und diese Sicherheit wieder gewährleistet ist? Wir müssen auch die Frage, wie wir einander Respekt entgegenbringen, zu einem zentralen Gegenstand machen.

EG: Als Institution proaktiver damit umzugehen und die Prozesse einzuüben und zu entwickeln, ist eine Aufgabe, welche jetzt gerade sehr aktuell ist, die von der HKB-Leitung stark ernstgenommen wird, die wir aber noch nicht gut genug machen. Es ist eine wichtige Aufgabe, in der wir besser werden und uns kontinuierlich entwickeln müssen.

TB: Die HKB besteht aus 579 festangestellten Personen, dazu kommen noch Lehrbeauftragte und 1200 Studierende. Das heisst, die HKB besteht aus fast 2000 Einzelpersonen. Ich glaube, es wird nie ohne Konflikte und auch nie ganz ohne Situationen gehen, die als diskriminierend empfunden werden können. Wir müssen einfach alles dafür tun, dass wir diese Individualitäten und diese vielen Menschen dazu bringen, sich zu einem respektvollen Umgang miteinander zu committen. Wir sind auf einem Weg, wir sind noch weit weg von einem Idealzustand und ich glaube, es wird uns nie gelingen, einen vollkommen diskriminierungsfreien Raum an der HKB zu schaffen, aber wir machen grosse Fortschritte auf dem Weg zu einer gemeinsamen Kultur der Verständigung darüber, dass Respekt die Grundlage des gemeinsamen Miteinanders ist.

Jahresprojekt HKB: Schluss mit Ausschluss

Von Christoph Brunner

Im März 2021 hatte die HKB-Departementsleitung der designierten Projektleitung den Auftrag erteilt, ein Jahresprojekt zum Thema Antidiskriminierung auszuarbeiten. Strategisch knüpft dieses Vorgehen an das HKB-Entwicklungsziel zur gesellschaftlichen Verantwortung an und entwickelt die Ziele der Chancengleichheit im Sinne der *BFH-Diversity-Policy* weiter. Inhaltlich nimmt es viele der bereits im Rahmen des Sexismus-Projekts (2019/2020) entwickelten Ansätze und Ideen auf.

Das Jahresprojekt soll die Grundlagen schaffen, um eine umfassende Antidiskriminierungspraxis an der HKB aufzubauen und Veränderungen nachhaltig in unserer Institution zu verankern. Dazu wurden Ziele und Massnahmen in vier Bereichen definiert. Für die Umsetzung orientiert sich die vierköpfige Projektleitung an den Kriterien einer diversitätsorientierten Organisationsentwicklung und arbeitet mit der Diversity-Spezialistin Inés Matéos als externe Begleitung zusammen. Geleitet wird das Projekt von Christoph Brunner (Beauftragter für Chancengleichheit), Simone von Büren (Dozentin am Literaturinstitut), Eliane Gerber (Doktorandin am Institute for Design Research) und Yeboaa Ofosu (Dozentin am Y-Institut).

Um den regelmässigen Austausch mit Mitarbeitenden und Studierenden aus verschiedenen Bereichen sicherzustellen, wurde im Januar 2022 ein Netzwerk aus rund 15 Mitarbeitenden und Studierenden gebildet, die das Projekt aktiv mitgestalten. Diese «Antennen» fungieren als Ansprechpersonen in ihren Bereichen und als Bindeglied zur Projektleitung.

Folgende Strategieziele und Massnahmen, die wir hier im Sinne eines Arbeitspapiers abbilden, sollen langfristig an der HKB verankert werden:

1. Programm/Inhalte (Lehre, Forschung, Weiterbildung)

Die HKB fördert die Entwicklung eines diverseren Kanons in allen Studiengängen.

- Die HKB stellt fachbereichsübergreifend Ressourcen bereit, die Wege zu mehr Vielfalt aufzeigen.
- Die HKB evaluiert bei ihren Förderinstrumenten die Eingaben auch unter dem Aspekt von Diversity und Inklusion. Ziel sind die Thematisierung von Diversität und die Repräsentation von untervertretenen Gruppen.

Inhalte zu gesellschaftlicher Diversität sind integraler Bestandteil von Lehre, Forschung und Weiterbildung (inkl. Empowerment von Studierenden).

- Fördern bzw. Fordern von Angeboten zu antidiskriminierenden Inhalten und Diversität in Lehre, Forschung und Weiterbildung. Auch hier stellt die HKB Ressourcen zur Verfügung und fördert den Austausch über verschiedene Methoden und Ansätze.
- Es werden regelmässig Empowerment-Workshops für Studierende zum Umgang mit Diskriminierung im Berufsfeld durchgeführt.

2. Mitarbeitende, HR, Führung

Die HKB strebt eine grössere Vielfalt ihrer Mitarbeitenden an.

- Die HKB baut systematisch das Diversity-Know-how im Anstellungsprozess auf und sichert es nachhaltig in ihren Prozessen.
- Die HKB setzt sich für mehr französischsprachige Mitarbeitende in der Leitung und in der Administration ein.
- Gastdozierende werden spezifisch auch im Hinblick auf Diversität ausgewählt.
- Die HKB integriert Diversity-relevante Themen in die Befragung der Mitarbeitenden.

Die HKB fördert eine chancengleiche Entwicklung.

- Die HKB treibt die Karriereförderung von Frauen und von Personen aus gesellschaftlich marginalisierten Gruppen voran.

Die HKB unterstützt ihre Mitarbeitenden im Umgang mit gesellschaftlicher Diversität.

- Die HKB unterstützt Mitarbeitende darin, den Code of Conduct zu implementieren und durchzusetzen.
- Die HKB bietet regelmässig Weiterbildungen zu Diversity-Kompetenz für die Mitarbeitenden an. Herbstsemester 2022: Angebote zu Queerness, zu Identitäten und zu diversitätsgerechter Personalgewinnung. Diese Themenfelder im Skills Hub unbedingt weiterpflegen!

3. Studierende

Die HKB fördert den Zugang von Studierenden aus unterrepräsentierten Gruppen in allen Studiengängen.

- Die HKB wirbt bewusst an vielfältigen Orten und in Netzwerken nach Studierenden, für die ein Studium an der HKB keine selbstverständliche Option ist.
- Die HKB erhebt Daten zur Diversity bei Studierenden.

Die HKB verbessert die Chancengleichheit von nicht-deutschsprachigen Studierenden in zweisprachigen Studiengängen.

- Französischsprachige Studierende werden beim Aufnahmeprozess und bei Prüfungen gleich behandelt wie deutschsprachige.
- Die HKB investiert in die Mehrsprachigkeit von Lernangeboten (Französisch und Englisch). Überall dort, wo die HKB Studiengänge als zwei- oder mehrsprachig bewirbt, müssen Studierende in den angebotenen Sprachen vollen Zugang haben und dürfen keine Benachteiligung erfahren.

Im Diskriminierungsfall unterstützt die HKB Studierende sorgfältig.

- Neue Studierende erhalten Informationen zum Beratungsangebot und zu den Massnahmen im Bereich Antidiskriminierung. Die HKB bezieht Studierende bei der Umsetzung des Code of Conduct mit ein und entwickelt spezifische Beratungs- und Unterstützungsangebote für sie.

4. Partnerschaften, externe Netzwerke

Die HKB fördert die externe Vernetzung mit Angehörigen von an der HKB unterrepräsentierten gesellschaftlichen Gruppen.

- Die HKB prüft regelmässig, welche gesellschaftlichen Gruppen an der HKB unterrepräsentiert sind, und baut gezielt Kontakte und Partnerschaften zu diesen Gruppen auf.

Zum Aufbau und zur Ergänzung von internem Know-how holt die HKB die Diversitätsexpertise von externen Partner*innen ein.

- Die HKB nutzt konsequent die Inklusionsexpertise von Partner*innen.

Das Jahresprojekt hat die Grundlagen für nachhaltige Veränderungsprozesse erarbeitet und mit der Umsetzung von ersten Massnahmen begonnen. Es wird Ende 2022 abgeschlossen, doch damit Antidiskriminierung nachhaltig in unseren Strukturen an der HKB verankert wird, braucht es mehr als ein Projekt.

Die Diskussionen über die künftige Struktur zur Umsetzung der beschlossenen Massnahmen haben denn auch bereits begonnen. Die Projektleitung wird ausserdem in ihrem Schlussbericht Empfehlungen zum weiteren Vorgehen in den einzelnen Bereichen machen. Bereits jetzt kann festgehalten werden, dass die Vielfalt der Aufgaben mehr Ressourcen benötigt, der regelmässige Austausch ein grosses Bedürfnis darstellt und die Einbindung der Studierenden konsequenter vorangetrieben werden soll.

Einblick in den diskursiven Alltag

Wie steht es um die Kunstfreiheit im woken *Zeitalter? Diese Debatte ist an den Kunsthochschulen fulminant angekommen. Die HKB-Zeitung greift diese Debatte und andere Themen aktiv auf. Zum Beispiel mit dieser Frage: «Was bedeutet es für die Zukunft des Theaters, wenn wir als Theaterschaffende selbst nur noch einen ganz eng definierten, eindeutigen Theaterbegriff?» Damit gewähren wir interessierten Leser*innen Einblicke in den diskursiven Alltag an der HKB.*

Von Christian Pauli

Zum Beispiel mit dem Brief von Hanna Antonia und Flamur. Worum geht es? Florian Reichert, Leiter Fachbereich Theater der HKB, erläutert hier den Kontext:

Jährlich Ende Juni findet das Treffen deutschsprachiger Hochschulen für Theater statt. Es wird organisiert von der Ständigen Konferenz Schauspielausbildung SKS und dem Bundesdeutschen Ministerium für Bildung und Forschung. In der SKS sind 19 deutschsprachige Hochschulen für Theater zusammengefasst. Aus der Schweiz sind dies die Hochschulen Bern und Zürich. Aus Österreich sind es vier und aus Deutschland dreizehn weitere Hochschulen. Das Treffen ist dazu gedacht, dass sich Studierende und Dozierende begegnen, Produktionen zeigen und darüber diskutieren. Es gibt dabei ein offizielles Programm, dem auch eine Jury folgt, welche Preise verleiht, da das Treffen in der Form eines Wettbewerbs stattfindet. Ausserdem gibt es ein Off-Programm, in dem Studierende sich gegenseitig spontan Arbeiten und Experimente zeigen.

Jede Produktion wird auch in einer Auswertungsrunde besprochen, diskutiert und auf ihre Entstehungsweise befragt. Studierende unter Regie, Studierende in Eigenregie, Stück mit Textvorlage, Stück als Eigenproduktion, Koproduktion mit einem Theaterhaus etc.

Die HKB nahm mit drei Produktionen teil: eruption (Bachelor-Projekt), Jak Ti (Bachelor-Projekt) und The way back home (Master-Projekt). Besonderheit der Berner Beiträge war, dass zum ersten Mal an diesem Treffen, welches immerhin schon über 30 Jahre existiert, zwei englischsprachige Beiträge teilgenommen haben. Es war aber nicht diese Tatsache, die für Diskussionen sorgte.

Der Beitrag *eruption* von Hanna Antonia und Flamur polarisierte. Es gab Personen, die dem Beitrag attestierten, dass er einer der wenigen gewesen sei, in denen wirklich Theater und nicht kostümierte Reden mit verteilten Rollen stattgefunden haben, während andere – und diese dominierten die Auswertungsrunde – Hanna Antonia und Flamur der Übergriffigkeit in verschiedenste Richtungen beschuldigten.

Ich habe sowohl die Reaktionen des Publikums in der Aufführung als auch in der Auswertungsrunde mitverfolgt und kann sagen, dass ich den Ausführungen der beiden Performer*innen im offenen Brief folgen kann – insbesondere was die Trennung von Performer*in und Rolle betrifft. Ausserdem konnte ich feststellen, dass sich in der Diskussion Teilnehmer*innen zu Wort gemeldet und ein Urteil abgegeben haben, die die Aufführung nicht bis zum Ende gesehen haben, was generell eine Grundlage dafür sein sollte, sich zu einem Stück zu äussern, und im Falle der Arbeit von Hanna Antonia und Flamur besonders wichtig ist, weil sich vieles von dem, was die beiden auf der Bühne tun, erst aus diesem Schluss heraus erklärt.

Der hier abgedruckte Brief von Hanna Antonia und Flamur wurde versandt an alle Studierenden, Dozierenden und Leitenden, die am diesjährigen Treffen in Ludwigsburg teilgenommen haben, um auf den fragwürdigen Vorgang zu reagieren.

Die HKB-Zeitung druckt den Brief an dieser Stelle (siehe nächste Seite) ab, leicht gekürzt, aber ohne inhaltliche, redaktionelle Eingriffe. Wir finden, dass der Konflikt und die Debatte, die in diesem Brief geführt werden, interessant und relevant sind.

Liebe Kolleg*innen

Herzlichen Dank für die diskursfreudigen Begegnungen, das Nachdenken und Reflektieren, den intensiven Austausch, die Auseinandersetzung mit verschiedensten Themen auch über die Kunst hinaus. Kurz: das gemeinsame Theatererlebnis am SKS-Treffen 2022.

Mit Interesse haben wir (Flamur Blakaj und Hanna Antonia Füger, HKB)die Reaktionen und die nachklingenden Eruptionen unseres Projektes eruption verfolgt. Am diesjährigen offiziellen Theatertreffen deutschsprachiger Schauspielschulen haben wir etwas erlebt, das uns beide bis heute beschäftigt – eine Erfahrung, die wir gerne mit euch teilen möchten.

Unser Bachelor-Projekt eruption haben wir auf unterschiedlichen Berner Bühnen gespielt. Die Reaktionen eines diversen Publikums führten zu offenen und lustvollen Diskussionen. In der offiziellen SKS-Feedbackrunde war eine solche Diskussion leider nicht möglich. Es kam zu anklagenden Äusserungen einiger Teilnehmer*innen. Uns hingegen wurde von der Feedbackleitung untersagt, auf diese Vorwürfe zu reagieren. So entstand bei uns der Eindruck, es würde uns die Fähigkeit abgesprochen, wie erwachsene und sensible Künstler*innen zu entscheiden, was wir wann und wie auf der Bühne zum Ausdruck bringen. All das ereignete sich unter dem Deckmantel von «Respekt», den wir in dieser Runde von einigen leider nicht erfahren haben, und das war verletzend.

Fühlt euch nicht gezwungen, diesen Brief zu Ende zu lesen. Ihr könnt ihn auch gerne lesen und wieder vergessen oder nicht lesen und vergessen oder lesen und nicht vergessen.

Das SKS-Treffen ist für uns eine Plattform der Vernetzung zwischen Künstlerkolleg*innen, in deren Rahmen wir die Möglichkeit haben, verschiedene Formate, Techniken, Methoden und Ästhetiken unmittelbar kennenzulernen, uns mit ihnen auseinanderzusetzen, kritisch zu sein, zu reflektieren und in einen Austausch über das Gesehene und Erlebte zu kommen. Dabei geht es nicht darum, einer Meinung zu sein, sondern allenfalls eigene Meinungen zu überprüfen, zu hinterfragen. Also voneinander zu lernen und gemeinsam über Studienziele, Methoden und die Zukunft des Theaters zu diskutieren.

In der offiziellen Feedbackrunde zu eruption war das leider kaum möglich. Unsere Beobachtungen:

– In unserer offiziellen Feedbackrunde wurden die zuvor von der Moderation eingeführten Feedbackformate nicht oder nur einseitig eingehalten. Verhaltens übergriffigem Verhalten vorzubeugen. Im Verlauf von emotional eingefärbten Beiträgen geschah dann aber genau dies: Diskutierende versteckten sich hinter dem zur Floskel gewordenen Verhaltenskodex und Übergriffe fanden statt.

– Parteiische Moderation: In der emotional aufgeheizten Debatte, die ja im Sinne der Kunst und des gemeinsamen Austauschs über das Gesehene konstruktiv und wunderbar ist, braucht es eine standhafte, agile und vor allem neutrale Moderation. Leider haben wir beobachtet, dass sich die Moderation im Verlauf selbst am Feedback beteiligte, bei Verstössen gegen die zuvor definierten Regeln nicht einschritt bzw. diese selbst nicht einhielt und schliesslich Partei ergriff. Aufgrund dieses polarisierenden Parteiergreifens geriet die Feedbackrunde insgesamt in eine Schieflage, in der uns durchgehend das Recht und die Möglichkeit, uns zu dem Gesagten in irgendeiner Form zu verhalten, abgesprochen und anderen hingegen zugestanden wurden.

– Vermischung Spieler*in und Figur: Viele, die sich empört und laut über unsere Arbeit geäussert haben, schienen in unserem Fall nicht in der Lage zu sein, zwischen Performer*in und Privatperson, zwischen Figur und Spieler*in, zu unterscheiden. Nach eruption hatten wir das Gefühl, in vielen Begegnungen weiterhin die Projektionsfläche zu bleiben, als die wir uns auf der Bühne aus- und zur Verfügung gestellt haben. Dass diese Trennung an sich nicht bei allen stattgefunden hat, ist das eine, das andere, und darauf möchten wir hier vor allem hinweisen, ist wieder: das daraus resultierende Verhalten im Umgang miteinander.

In den Rückmeldungen nach der offiziellen Feedbackrunde schilderten uns verschiedene Teilnehmer*innen, dass sie sich im offiziellen Feedbackkontext nicht getraut haben, sich frei ihrer Meinung entsprechend zu eruption zu äussern, aus Angst, sich damit konträr zur entstandenen, aufgeladenen, exkludierenden Gruppendynamik zu verhalten. Welchen Gewinn, im Hinblick auf nachhaltige systemische Veränderungen, bringen Angst und Exklusion in künstlerischen und gesellschaftlichen Diskursen? Und welche Aufgabe haben wir Künstler*innen in diesem Kontext?

Zusammenfassend ist es die Art der Kommunikation, die uns zu denken gibt. Betroffen waren wir über das Verhalten einzelner Kolleg*innen uns gegenüber. Denn nach unserem Verständnis hat diese Feedbackrunde in einem professionellen Kontext stattgefunden. In diesem Rahmen war es für uns selbstverständlich, dass wir auf offene, zugewandte Künstler*innen treffen, die daran interessiert sind, Dissens konstruktiv zum Ausdruck zu bringen und in einen Austausch zu kommen.

Was bedeutet es für die Zukunft des Theaters, wenn wir als Theaterschaffende selbst nur noch einen ganz eng definierten, eindeutigen Theaterbegriff zulassen? Wenn wir beginnen, unsere Arbeiten gegenseitig zu zensieren und künstlerische Existenzrechte zu- und absprechen?

Lasst uns innerhalb und ausserhalb der Theaterhallen einen differenzierten Blick und eine angstfreie Beobachtungsfreude pflegen und einander zuhören.

Danke an alle, die es bis hierhin geschafft haben. ;-)
Zugewandte, kollegiale Grüsse
Hanna und Flamur, Oktober 2022

Die HKB-Zeitung bedankt sich bei Hanna Antonia und Flamur für das Zurverfügungstellen des Briefes und Florian Reichert für den erläuterten Kontext.
Kontakt: eruptionbern@gmail.com

Impressum

HKB-Zeitung
Aktuelles aus der Hochschule der Künste Bern HKB
N°4/2022

Herausgeberin
Berner Fachhochschule BFH
Hochschule der Künste Bern HKB

Redaktion
Christian Pauli (Leitung)
Kerstin Linder
Urs Lehni
Baba Lussi
Marco Matti
Nathalie Pernet
Andi Schoon
Simone von Büren
Anna Studer

Gestaltungskonzept und Layout
Atelier HKB
Marco Matti (Leitung)
Jacques Borel
Elizaveta Skargina
Sebastian Wyss

Druck
DZB Druckzentrum Bern
Auflage: 7500 Exemplare
Erscheinungsweise: 4× jährlich

© Hochschule der Künste Bern HKB.
Alle Rechte vorbehalten.
Kein Teil dieser Zeitung darf ohne schriftliche Genehmigung der HKB reproduziert werden.

Berner Fachhochschule BFH
Hochschule der Künste Bern HKB
Fellerstrasse 11
CH-3027 Bern
hkb.bfh.ch

Die Einnahmen aus den Inseraten kommen vollumfänglich dem Stipendienfonds zugute, der HKB-Studierende in prekären finanziellen Verhältnissen gezielt unterstützt. hkb.bfh.ch/stipfonds

BÜHNEN BERN

SCHAUSPIEL

Featuring Z the Freshman

DAS BERNBUCH

MEINE WEISSE STADT UND ICH

Für Studierende: 50 % im VVK und Last-Minute-Tickets für 15.–

IDENTITTI

x-change

Uraufführung von Vincent O. Carter
Ab 28.01.23, Tresorplatz

nach dem Roman von Mithu Sanyal
Ab 24.02.23, Vidmar 1

M2 ACT MIGROS KULTUR PROZENT

Kooperation mit **THEATER FREIBURG**

Wer stellt noch Fragen, die weh tun?

Der Bund

Für Leser:innen.

HKB aktuell

N°4/2022

hkb.bfh.ch/veranstaltungen

DEZEMBER

Mi, 7.12.2022, 17.30 – 19 Uhr
Forschung

Forschungs-Mittwoch

Darstellung von kollaborativen Konstellationen an drei exemplarischen Feldern.
→ HKB, Multifunktionsraum, Schwabstrasse 10, 3018 Bern
→ hkb.bfh.ch/forschungs-mittwoch

Do, 8.12.2022, 15 – 20.30 Uhr
Musik

Jessica Pavone

Die in New York City lebende Komponistin und Improvisatorin Jessica Pavone ist für einen interaktiven Improvisationsworkshop und ein Konzert bei uns zu Gast.
→ HKB, Ostermundigenstrasse 103, 3006 Bern

Do, 8.12.2022, 18 – 19 Uhr
Musik

Halt auf Verlangen

Die beliebte Spezialausgabe präsentiert Kammermusikgruppen, die mit ihrem grossen Potenzial an einem hochschulinternen Auswahlverfahren überzeugt und von einer Jury für das Excellence-Konzert ausgewählt wurden.
→ Spittelkapelle im Burgerspital, Bahnhofplatz 2, 3011 Bern
→ begh.ch

Do, 8.12.2022, 19.30 Uhr
Musik

PreCollege-Konzert

Im Rahmen der Klassenauditionen präsentieren sich die Jungstudierenden des PreCollege Bern HKB mit einem abwechslungsreichen Programm.
→ HKB, Grosser Konzertsaal, Papiermühlestrasse 13d, 3014 Bern

Do/Fr, 8./9.12.2022, jeweils 20 Uhr
Theater

Forgotten Ancestors and Plants

In ihrer Abschlussarbeit begibt sich die lettische Performerin Vita Malahova anhand von Bodenmaterial – Erde und Wasser – auf eine spielerische Suche nach ihren Wurzeln.
→ Bern, genaue Ortsangabe nach Reservation.
→ IG: tripity.kollektiv

Mo,12.12.2022, 18.15 Uhr
Forschung

Folgenlos Forschen

Ein SINTA-Abendvortrag mit Friedrich von Borries als Gast, der durch sein experimentelles Diskurs- und Forschungsprojekt führt.
→ UniS, S201, Schanzeneckstrasse 1, 3012 Bern
→ sinta.unibe.ch

Di, 13.12., 17 Uhr /
Mi, 14.12.2022, 19.30 Uhr
Musik

Von früh bis spät – Alte und Neue Musik

Master-Performance-Studierende widmen sich jeweils intensiv der zeitgenössischen Musik und der historischen Aufführungspraxis.
→ HKB, Grosser Konzertsaal, Papiermühlestrasse 13d, 3014 Bern

Mi, 14.12.2022, 12.15 – 12.45 Uhr
Musik

Lunchkonzert #2

Ausgewählte Kammermusikwerke in der Mittagspause: Zum zweiten Mal präsentieren unsere Studierenden im neuen Konzertformat eine halbe Stunde lang Lunchmusik im Menuhin-Forum.
→ Yehudi Menuhin Forum Helvetiaplatz 6, 3005 Bern
→ menuhinforum.ch

Do, 15.12.2022, 17 Uhr
Gestaltung und Kunst

Schaufenster

Sybill Häusermann ist Alumna des Studiengangs Fine Arts und bespielt das Schaufenster in der 15. Edition mit ihrer Arbeit *The lack of poetry within the subtext*.
→ Schaufenster, Hochschule der Künste Bern HKB, Fellerstrasse 11, 3027 Bern

Do, 15.12.2022, 20 – 21 Uhr
Musik

Chrut u Rüebe

Eine Konzertserie, kuratiert von Studierenden für Studierende.
→ BeJazz, Könizstrasse 161, 3097 Liebefeld
→ bejazz.ch

Mo, 19.12.2022, 20 – 21 Uhr
Musik

The Music of Jeanne Lee and Mal Waldron / The Music of The Carpenters

Mit den Dozenten Samuel Blaser und Jim Black erkunden Studierende in einem Blockkurs einerseits Kompositionen von Jeanne Lee und Mal Waldron, andererseits die Musik des legendären Pop-Duo The Carpenters.
→ Ono, Kramgasse 6, 3011 Bern
→ onobern.ch

Mi, 21.12.2022, 17 – 18.30 Uhr
Forschung

Forschung-Mittwoch

Anna Oppermanns Ensembles, zeitgenössische Restaurierung und Nachlasspraxis im Wandel. Host ist das Institut Materialität in Kunst und Kultur und Anna Schäffler ist zu Gast.
→ hkb.bfh.ch/forschungs-mittwoch

Do, 22.12.2022, 18 – 19 Uhr
Musik

Halt auf Verlangen

Studierende aus verschiedenen Vertiefungen des Master Specialized Music Performance sind zu Gast und stellen ihre musikalischen Projekte vor.
→ Spittelkapelle im Burgerspital, Bahnhofplatz 2, 3011 Bern
→ begh.ch

JANUAR

Di, 10.1.2023, 20 – 21 Uhr
Musik

Offenes Haus La Prairie

Ein überaus vielfältiger Konzertabend im gemütlichen Konzertsaal des offenen Hauses La Prairie
→ Spittelkapelle im Burgerspital, Bahnhofplatz 2, 3011 Bern
→ laprairiebern.ch

Do, 12.1.2023, 18 – 19Uhr
Musik

Halt auf Verlangen

Die Konzertreihe *Halt auf Verlangen* lädt dazu ein, in musikalische Welten einzutauchen und Nachwuchstalente entdecken zu können. Statt findet das Ganze jeden zweiten Donnerstag in der Spittelkapelle.
→ Spittelkapelle im Burgerspital, Bahnhofplatz 2, 3011 Bern
→ begh.ch

Do, 12.1./Mo, 16.1./Mi, 18.1.2023
Playtime23: Composition

Trafic

Medial vielfältig, immer kurzweilig und zunehmend visuell geprägt – so kann man das beschreiben, was heute an der HKB unter *Composition* zu erleben ist. Studierende präsentieren ihre neuesten Arbeiten.
→ HKB, Ostermundigenstrasse 103, 3006 Bern

Do, 12.1.2023, 20 Uhr
Musik

Chrut u Rüebe

Eine Konzertserie, kuratiert von Studierenden für Studierende.
→ BeJazz, Könizstrasse 161, 3097 Liebefeld
→ bejazz.ch

Sa, 14.1.2023, 19.30 Uhr
Playtime23: Musik Klassik

Grassroot Orchestra

Klassik-Studierende spielen ein gewagtes und motivierendes Programm mit anspruchsvollen Werken von Prokofjew – in einem Orchester, das von zwei ihrer Mitstudierenden ins Leben geweckt wurde.
→ Yehudi Menuhin Forum, Helvetiaplatz 6, 3005 Bern

Mo/Di, 16./17.1.2023, jeweils 19.30 Uhr
Playtime23: Oper

Opernskizzen

Unfassbar selten begegnen wir Opernwerken von Komponistinnen. Mit den Opernskizzen *The Wreckers* und weiteren Szenen von Ethel Smythe verfolgen wir konsequent den an der HKB im letzten Jahr begonnenen Weg.
→ Volkshaus Biel

Di, 17.1.2023, 18.30 – 20.30 Uhr
Playtime23: Musik Klassik / Jazz

Play now!

Play now! präsentiert Konzerte im Spannungsfeld von Risiko, Spielwitz und dramaturgischen Übersichtsvermögen. Studierende aus Klassik und Jazz improvisieren in verschiedenen Formationen.
→ HKB, Kammermusiksaal, Papiermühlenstrasse 13a

Mi, 18.1.2023, 17 – 19 Uhr
Playtime23: Transdisziplinär

Songbook *lettera alla natura*

Wie können gemeinsam gesungene, gehörte oder gestaltete Lieder im interkulturellen und intergenerationellen Kontext künstlerische Begegnungen ermöglichen? Eine musikalische Buch- und Projektpräsentation.
→ HKB, Raum 161, Ostermundigenstrasse 103, 3006 Bern

Mi, 18.1.2023, 19.30 Uhr
Playtime23: Musik

Steve Reich und Julius Eastman

Mit *Music for 18 Musicians* von Steve Reich und *Gay Guerilla* von Julius Eastman präsentieren wir zwei Meilensteine des US-amerikanischen Minimalismus.
→ Yehudi Menuhin Forum, Helvetiaplatz 6, 3005 Bern

Do, 19.1.2023, 18 Uhr
Literatur

Vernissage *Seen*

Präsentation und Lesung aus der Kollaborations-Publikation der 2. Grafik-Fachklasse der Schule für Gestaltung Biel und Studierenden des Schweizerischen Literaturinstituts, entstanden am und um den Bielersee.
→ Schule für Gestaltung Biel, Salzhausstrasse 21, 2503 Biel

Do, 19.1.2023, 19.30 Uhr
Playtime23: Musik Klassik

Requiem for a Dream | Requiem for Peace

Das Konzert mit Werken von Strawinsky, Prokofjew und Stillman thematisiert die Verzweiflung über den Krieg in der Ukraine und versteht sich als Aufruf zu Frieden, Vergebung und Versöhnung.
→ Musikschule Konservatorium Bern, Kramgasse 36, 3000 Bern

Fr/Sa, 20./21.1.2023, Uhrzeit tba
Theater

Projektpräsentationen

Kein anderes Format bildet die Vielfalt dessen, was die Schauspielstudierenden inhaltlich und ästhetisch beschäftigt, besser ab als die Projektpräsentationen zum Ende des Semesters.
→ HKB Theater, Zikadenweg 35, 3006 Bern

Fr, 20.1.2023, 10 Uhr
Gestaltung und Kunst

Local Area Network #2 *Time is Money*

Im Rahmen der Ausstellung *100 beste Plakate 21 Deutschland Österreich Schweiz* diskutiert der Studiengang BA Visuelle Kommunikation in Kooperation mit der Schule für Gestaltung Bern Biel das Thema: *Time is Money!* Eine Reihe von Gäst*innen diskutieren dabei im Austausch mit dem Publikum Fragen zu den Survival Skills der Design-Szene.
→ HKB, Fellerstrasse 11, 3027 Bern
→ 100-beste-plakate.de
→ sfgb-b.ch

Fr/Sa, 20./21.1.2023, div. Uhrzeiten
Playtime23: Sound Arts

à suivre #42

Die Sound-Arts-Studierenden präsentieren Klanginstallationen, Videovertonungen, Performances und ganz vieles, was medial dazwischen liegt.
→ HKB, Papiermühlestrasse 13d, 3014 Bern

Mo – Mi, 23 – 25.1.2023
Playtime23: Musik

Mikrotonales und Harry Partch

Das Konzert bietet die seltene Gelegenheit, zwei verschiedene Interpretationsansätze zu Partchs Werk direkt miteinander vergleichen zu können – eingebettet in ein Symposium zu Mikrotonalität.
→ HKB, Papiermühlestrasse 13, 3014 Bern

Mo – Fr, 23. – 27.1.2023, 18 Uhr
Playtime23: Jazz

Jazz-Projektwoche

Die immerblühende HKB-Jazzabteilung präsentiert eine prächtige Auswahl frischer Werke von neuen Ensembles.
→ Prozess Kultur & Bar, Bahnstrasse 44, 3008 Bern
→ prozess.be

Mo, 23.1.2023, 19.30 Uhr
Playtime23: Musik

Laboratory of perception

Das Perkussions-Duo Romanesco, Pianistin Lis Marti und Dozierende präsentieren einen vielgestaltigen Mix aus moderner Klassik, Composed Rock und Avant-Pop mit nostalgischen Erinnerungen aus den 1980er Jahren.
→ HKB, Auditorium, Ostermundigenstrasse 103, 3006 Bern

Mi, 25.1.2023, 9.15 – 16 Uhr
Gestaltung und Kunst

Master Design Examination 2023

The examinations of the Master Design include a public presentation of the final thesis, which consists of either a business concept or a research plan.
→ HKB, Fellerstrasse 11, 3027 Bern
→ hkb-ma-design.ch

Mi – So, 25. – 28.1.2023 div. Uhrzeiten
Playtime23: Musik und Bewegung

Tickt's? / Tic Tac

Musik- und Bewegungstheater für Kinder von 4 bis 8 Jahren: Eine kollektive Kreation der Bachelor Studierenden.
→ La Grenouille, Rennweg 26, 2504 Biel/Bienne

Mi, 25.1.2023, 19.30 Uhr
Playtime23: Musik

Violon de sucre

Eine kollektiv entwickelte Konzert-Lesung anlässlich Poulencs 60. Todestag.
→ HKB, Grosser Konzertsaal, Papiermühlestrasse 13d, 3014 Bern

Do, 26.1.2023, 19 Uhr
Playtime23: Musik

Inter_Action

Junge Künstler*innen der Talentförderung Hofwil und Jungstudierende des PreCollege der HKB erweitern ihr Spielfeld und bewegen sich neugierig und experimentierend auf musikalisch-visuell-performativem Gelände.
→ HKB, Auditorium, Terrasse und Foyer, Ostermundigenstrasse 103, 3006 Bern

Fr – So, 27. – 29.1.2023, jeweils 15 Uhr
Theater

Abschlussproduktion der Premio-Preisträgerin Tyra Wigg

→ KASKO Basel, Burgweg 15, 4058 Basel
→ kasko.ch

Fr/Sa, 27./28.1.2023, 19 Uhr
Playtime23: Musik und Bewegung

À la pièce

→ Volkshaus/Maison du Peuple, Aarbergstrasse/ Rue d'Aarberg 112, 2502 Biel/Bienne

Fr/Sa, 27./28.1.2023, jeweils 19 Uhr
Theater

Safer Pleasure

A performance according to your wishes by Katharina Marianne Schmidt.
→ Zwingli-Kapelle, Kulturhaus Helferei, Kirchgasse 12, 8001 Zürich
→ kulturhaus-helferei.ch

Fr, 27.1.2023, 19.30 Uhr
Playtime23: Oper

CoroNation

Die autobiographische Oper bezieht Gesang, Instrumente, Tanz und Malerei ein und basiert auf einer Improvisation, die bestimmten Regeln folgt.
→ HKB Grosser Konzertsaal, Papiermühlestrasse 13d, 3014 Bern

Sa, 28.1.2023, 19.30 Uhr
Playtime23: Musik Klassik

Sergei S. Prokofjew

Sämtliche neun Klaviersonaten von Sergej Prokofjew im Marathon, interpretiert von der Klavierklasse von Tomasz Herbut.
→ Yehudi Menuhin Forum, Helvetiaplatz 6, 3005 Bern

FEBRUAR

Fr/Sa, 10./11.2.2023, jeweils 20 Uhr
Theater

Abschlussproduktion von Lea Maline Hiller

→ HKB Theater, Zikadenweg 35, 3006 Bern

Mi, 15.2.2023, 19.30 Uhr
Musik

PreCollege-Konzert

Quer durch die klassische Musikgeschichte, quer durch den aktuellen Jahrgang des PreCollege Bern HKB.
→ HKB, Grosser Konzertsaal Papiermühlestrasse 13d, 3014 Bern

Fr/Sa, 24./25.2.2023, 20 – 22 Uhr
Theater

Abschlussproduktion Expanded Theater

Diplomprojekt der Schauspielabsolvent*innen Marc Scheufen, Nola Friedrich, Antoinette Ullrich und Jonas Dumke
→ HKB Theater, Zikadenweg 35, 3006 Bern

Do, 12.1.2023, 9.30 – 17 Uhr
Alle Fachbereiche

Shadow a Student Day

Verbringen Sie einen Tag mit einem*einer Student*in der HKB! Der 12. Januar 2023 ist ein Highlight unseres *Shadow a Student* Angebots: Studierende aus den Fachbereichen Gestaltung und Kunst, Konservierung und Restaurierung sowie dem Y-Institut nehmen Interessierte mit in den Studienalltag.

→ HKB, Fellerstrasse 11, 3027 Bern
→ Anmeldefrist: Fr, 6.1.2023

Do, 12.1. – So, 26.2.2023
Gestaltung und Kunst

100 beste Plakate 21 Deutschland/Österreich/Schweiz

Die Grafikdesignszene in Deutschland, Österreich und der Schweiz hat sich auch im Jahr 2021 rege am Wettbewerb *100 beste Plakate 21 Deutschland Österreich Schweiz* beteiligt: 540 Einreicher*innen mit insgesamt 2008 Plakaten (888 Einzelplakate, 325 Serien) lagen der Jury zur Auswahl vor. Die 100 herausragenden Entwürfe, die als Gewinner*innen prämiert wurden, werden nun in einer Tournee gezeigt. Vom 12. Januar bis zum 26. Februar ist die Ausstellung in der HKB zu Besuch.

→ Vernissage: Do, 12.1.2023, 18 Uhr, HKB Fellerstrasse 11, 3027 Bern, Apéro und Musik
→ Tagung: Local Area Network #2 *Time is Money* Fr, 20.1.2023, 10 – 18 Uhr, HKB Fellerstrasse 11, 3027 Bern
→ 100-beste-plakate.de

Do – Sa, 12. – 28.1.2023
Musik

Playtime 2023 Das HKB-Musikfestival

Das *Musikfestival der Studiengänge* ist bloss der inoffizielle Untertitel, denn mittlerweile hat sich *Playtime* als eigenes Format etabliert. Zwei Wochen lang gibt es Musik von Studierenden, Alumnae und Gästen – Musik so divers wie die Inhalte, die man an der HKB studieren kann. Die fünfte Ausgabe von *Playtime* bietet viel Prokofjew, autobiographisches Musiktheater, einen grossen Abend mit Minimal Music, ein Symposium rund um mikrotonale Musik, Opernszenen einer etwas in Vergessenheit geratenen Komponistin und noch viel mehr. Alle Konzerte sind kostenlos.

→ Bern und Biel, diverse Orte
→ freier Eintritt
→ hkb-playtime.ch

Do – Sa, 19. – 21.1.2023, jeweils 20 Uhr
Expanded Theater

Frankenstein's Shadows

Frankenstein ist ein Monster, ein Körper aus vielen Körpern, ein Leben, das rückwärts aus dem Tod kommt. Als ein Wesen, das nicht von einer Frau geboren wurde, ist die Kreatur fabriziert statt gezeugt: Sie emanzipiert sich von der Reproduktion und der Biologie und öffnet sich so für die Ergebnisse des Cyber- und des Xenofeminismus. *Frankenstein's Shadows* ist das Ergebnis einer Recherche Masterstudierender unter der Leitung von Daniela Nicoló und Enrico Casagrande zu Mary Shelleys Jahrhundertwerk, das in seinen Bezügen so weitläufig wie überwältigend ist. *Frankenstein's Shadows* ist eine Koproduktion des Masterstudiengangs Expanded Theater mit dem Südpol Luzern.

→ Südpol Luzern, Arsenalstrasse 28, 6010 Kriens
→ sudpol.ch

Ausgezeichnet

Noemi Somalvico

Foto: Tim Rod

Wer sich für Perlen abseits des literarischen Mainstreams interessiert, ist diesen Herbst kaum um Noemi Somalvicos Roman *Ist hier das Jenseits, fragt Schwein* herumgekommen. Mit ihrem fabelhaften Debut verschaffte sich die Autorin grosse Aufmerksamkeit im Literaturbetrieb. Sie war Seite an Seite mit Annika Brüsing *Nordstadt* und Reinhard Kaiser-Mühlecker *Wilderer* für den Bayerischen Buchpreis nominiert, hat den Literaturpreis des Kantons Bern 2022 sowie den Weinfelder Buchpreis 2022 gewonnen und ihren Verlag *Voland & Quist* auf die Hotlist 2022 der unabhängigen Verlage katapultiert.

In *Ist hier das Jenseits, fragt Schwein* begeben sich Schwein, Dachs und Gott auf Sinn- und Identitätssuche. Wie ist so was möglich? Dachs hat einen Apparat erfunden, mithilfe dessen er per Kippschalter zwischen den Welten hin- und herwechseln kann. So stattet er der Welt von Gott einen Besuch ab und leistet diesem in seinem Zuhause Gesellschaft. Gott selbst sitzt in Trainerhosen vor seinem angestaubten Sonnensystem-Modell und schaut zum Zeitvertreib mit dem Fernglas den Erdlingen beim Leben zu. Nach einem kurzen Abstecher auf die Erde – Blumen müssen schliesslich gegossen werden – kehrt Dachs mit Schwein, das er zufällig angetroffen hat, zu Gott zurück. Schwein fühlt sich nicht besonders, eher sonderlich. Es hat eine Wüstenreise gewonnen und findet keine Begleitung, denn Reh muss arbeiten und kann sich im April nicht einfach freinehmen. Die Handlungen und Dialoge der Figuren wirken in Tiergestalt geradezu absurd. In der Transformation auf den Menschen empfinden wir sie aber als normal und vertraut. Mit diesem Kniff eröffnet Somalvico, die an der HKB den Bachelor in Literarischem Schreiben und den Master in Contemporary Arts Practice absolvierte, ein riesiges Spannungsfeld und wirft in einem urkomischen Rahmen existenzielle Fragen nach Raum und Zeit auf. Existieren Dinge wie Reihenfolge oder Chronologie und, wenn ja, sind diese determiniert? Schwein zweifelt daran: «Es macht keinen Sinn, denkt Schwein, es macht keinen Sinn.» Schwein ist melancholisch, leicht depressiv und seine Einsamkeit geradezu fassbar. Es glaubt nicht an Schicksal und auch nicht wirklich an Gott, was es ihm später auch unverblümt mitteilt.

Ein Spiegelkabinett

Nicht nur die Tiere, auch Gott ist menschlich, ordinär und doch immer von einem Hauch des Göttlichen umgeben. Wie Schwein ist Gott ein Melancholiker und in letzter Zeit nicht so gut im Strumpf. Er hat den Verdacht, dass alles irgendwie zusammenhängt. Was wäre, wenn Gott seinen Job an den Nagel hängen würde? Gott wäre nämlich lieber ein Baum, also nicht Schöpfer, sondern Geschöpf. Er wäre gern bedeutungslos, so wie Schwein sich fühlt. In Somalvicos Roman verschwimmen sämtliche Grenzen zwischen Irdischem und Göttlichem, zwischen Fiktionsebenen, die ineinandergreifen und sich dadurch auf sich selbst auswirken: ein wahres Spiegelkabinett.

Manchmal ist Somalvicos Text zum Weinen schön. Sie dichtet ihren tierischen Figuren rührende Eigenheiten an und macht sie dadurch lebendig und, ja, menschlich. In zahlreichen Miniszenen unterscheidet sie zwischenmenschliche Nuancen, baut dramaturgische Bögen und klitzekleine Figurenentwicklungen. Die Film- und Literaturwissenschaftlerin Judith Rehmann lobt in ihrer Laudatio als Jurypräsidentin des Weinfelder Buchpreises Somalvicos Talent, einen kindlichen Blick auf die Welt zu wahren. Dieser sei «nicht naiv, sondern neugierig, unverfroren und ehrlich. Auch nutzt sie ihre Tierfiguren nicht aus, um unsere menschlichen Lebens- und Verhaltensweisen satirisch vorzuführen. Nein, die junge Schweizer Autorin begegnet ihnen stets auf Augenhöhe. Und hat dabei ein Gespür fürs Zwischenmenschliche.» Zum Lesen ist das ein Heidenspass. Und doch rührt die Autorin unter dem Radar und mit grossem Ernst im Topf der grossen menschlichen Tragödien, denen man jederzeit gewillt ist, innerlich nachzuhorchen. Man beobachtet Gott in Alltagsszenen, schaut ihm beim Rumgurken zu und muss als Leser*in immer wieder ungläubig anerkennen, wie sehr man darüber irritiert ist und besseren Wissens zum Trotz ganz offensichtlich das Göttliche an einem geheimen Ort, ganz tief in sich drin als weisses Heiligtum verankert hat. Umso grösser die Diskrepanz dann, wenn Gott Mahnungen in den Briefkasten flattern. Unergründlich die Befriedigung, wenn Gott den Toilettengang von Dachs als Gelegenheit dazu nutzt, beschämt und hastig den Dreck seiner Wohnung wegräumen, oder beim Badewannenschaukeln Wasser über den Rand schwappen lässt. Wer tut so was nicht? Und so sind wir eben alle zumindest in der Möglichkeit ein bisschen göttlich.

Schlichtweg zauberhaft

Vieles an diesem Text bleibt rätselhaft, selbst der Autorin ist nicht immer klar, wer oder was genau sich hinter ihren Figuren verbirgt. Sie hat diese nicht konstruiert, sie sind ihr zugefallen. Schwein beispielsweise – so Somalvico anlässlich ihrer Lesung im Literaturhaus Berlin – war einfach da, Dachs ist ihr im Traum erschienen. Was kurios klingt, erscheint vor dem Hintergrund der Lektüre aber als absolut schlüssig. In jeder Zeile dieses wunderlichen Textes findet sich eine eigentümliche, nicht zu benennende Befriedigung. Doch auch wiederholtes Innehalten und Nachforschen bringen keine sinnvolle Antwort auf die Frage nach der wahren Funktionsweise des Textes. Das Abwenden von der Spezies Mensch und Zuwenden zum Tier als Figurenträger habe auf sie selbst eine verblüffende Wirkung, sagt Somalvico. Sie vergleicht ihr Fabulieren mit einem Imaginieren, wie man es als Kind tut. Die Autorin selbst war in ihrer Kindheit des Öfteren in Begleitung von eingebildeten Tierfreunden. Wer die verträumt-verspielte Somalvico im Rahmen einer ihrer Lesungen erleben durfte, glaubt das sofort. Nicht nur ihr Text kommt magisch tänzelnd daher, auch ihr Vortrag, ihr Nachdenken und ihr gedankliches Fabulieren sind schlichtweg zauberhaft. Es ist ein bisschen wie in ihrem Roman: Die Begegnungen von Gott und den tierischen Wesen sind bis ins Mark entzückend und man weiss gar nicht richtig, warum.

Text: Katharina Alder
studierte Schauspiel an der Hochschule für Musik und Theater Hannover sowie Germanistik mit Schwerpunkt Literaturwissenschaften und -vermittlung an der Universität Zürich. 2014 gründete sie ihre eigene Buchhandlung, organisiert seither die Weinfelder Buchtage sowie den Weinfelder Buchpreis und ist Mitbegründerin des Kammermusikensembles *Camerata Aperta*.

News

Deutscher und Schweizer Buchpreis 2022 für HKB-Alum Kim de l'Horizon

Der Deutsche Buchpreis 2022 im Wert von 25 000 Euro geht an Kim de l'Horizon für den Debütroman *Blutbuch* (Dumont, 2022), ebenso der Schweizer Buchpreis im Wert von 30 000 CHF. Jedes Jahr zeichnet der Deutsche Buchpreis den besten deutschsprachigen Roman des Jahres aus. Kim de l'Horizon wurde 1992 in Ostermundigen geboren. Kim hat Germanistik, Film- und Theaterwissenschaften in Zürich sowie Literarisches Schreiben am Literaturinstitut in Biel (Hochschule der Künste Bern) studiert.

Musikpreise für HKB-Studierende und -Dozierende

Mateusz Tomica geht als Sieger aus dem *XII. Internationalen Chopin-Klavierwettbewerb* in Darmstadt (D) hervor. Der Pianist aus Polen studiert im Master Music Performance Klassik der HKB in der Klavierklasse von Tomasz Herbut. Mateusz Tomica gewann ausserdem den Mazurkenpreis – ein Spezialpreis für die beste Interpretation der Mazurken von Chopin.

Der Kanton Bern hat dieses Jahr fünf Musiker*innen Preise verliehen. Drei darunter haben an der HKB studiert: Rico Baumann, Claude Eichenberger und Leoni Leoni.

Der jährlich vergebene ZKB Jazzpreis gilt als eine der wichtigsten Förderinstitutionen der Schweizer Jazz Szene. Das Duo *Bureau Bureau*, bestehend aus Sonia Loenne (Master of Arts Contemporary Music Composition) und Michael Cina (Alumnus HKB) überzeugte die Jury und gewinnt den ZKB Jazzpreis 2022.

Die internationale Solistin und Professorin Tianwa Yang wird mit ihrer Aufnahme der beiden Violinkonzerte von Sergej Prokofjew mit dem *Opus Klassik* als Instrumentalistin des Jahres ausgezeichnet. Der *Opus Klassik* ist der Nachfolgepreis des *Echo Klassik*. Eine hochkarätige Jury kürt jährlich die herausragendsten Persönlichkeiten des deutschsprachigen klassischen Musiklebens. Gleich ein zweiter *Opus Klassik* Preis geht an Absolventin der HKB: Viviane Chassot, Gewinnerin des Schweizer Musikpreises 2021, konnte die Jury mit ihrem Album *Pure Bach* begeistern und heimst den *Opus Klassik* als beste Solistische Einspielung ein.

HKB-Dozent restauriert Buzluzdha

Am Radio SRF war kürzlich ein Bericht über ein bulgarisches Denkmal namens *Buzluzdha* zu hören. Nun wird es mit Schweizer Knowhow restauriert: HKB-Dozent Jonas Roters ist mit dabei. In Bulgariens Balkangebirge entstand 1981 im Kommunismus ein gigantisches Bauwerk. Eine Architektin will es vor dem Zerfall und Vergessen retten. Damit möchte sie die Bulgar*innen zur Aufarbeitung ihrer Vergangenheit bringen. Sie hat sich mit Restaurateur und Dozent Jonas Roters Unterstützung aus der Schweiz geholt.

Activating Fluxus

Das Team um die Kunstwissenschaftlerin und Konservatorin-Restauratorin Hanna B. Hölling untersucht im SNF-Forschungsprojekt *Activating Fluxus* Objekte, Events, Partituren und Ephemera, die im Geiste der Kunstbewegung Fluxus in den 1960er- bis 1970er-Jahren in der Schweiz, Europa und den USA entstanden sind. Das Kollektiv *Fluxus* setzte sich als Vertreterin von flüchtigen Kunstwerken gegen eine stabile, materielle Form derjenigen ein. So beeinflussten Fluxus-Künstler*innen ihre Werke jeweils gegenseitig und gestalteten diese um – dies sowohl in der Zeit der Entstehung als auch in den letzten Jahrzehnten, in denen Fluxus-Werke in Museumssammlungen, Konservierungslabors und in die Öffentlichkeit gelangten. Das SNF-Projekt startete im April dieses Jahres und setzt sich zum Ziel, neue Strategien zu entwickeln, wie Fluxus durch Rekonstruktion aktiviert, adaptiert und Fluxus-Formen künstlerisch neu interpretiert werden können.

Forschungsteam lüftet Geheimnisse um das Farbpigment Ägyptisch Blau in Augusta Raurica und Aventicum
Die Kunsttechnologin Petra Dariz (HKB) und der analytische Chemiker Thomas Schmid (Bundesanstalt für Materialforschung und -prüfung, Berlin) untersuchten römisches Ägyptisch Blau in Form von Pigmentkugeln und Wandmalereifragmenten aus Augusta Raurica und Aventicum. Dabei konnten sie mittels Ramanmikrospektroskopie die vermuteten Verbindungslinien zu den Phlegräischen Feldern nahe Neapel in Süditalien naturwissenschaftlich belegen. Die Ergebnisse des Projektes, das von der Goethe-Stiftung für Kunst und Wissenschaft sowie der UBS Kulturstiftung unterstützt wurde, publizierten die Forschenden kürzlich im Nature-Research-Journal *Scientific Reports*.

***Digitales Kapital im Einsatz* wird im transcript Verlag veröffentlicht**
Im Fokus steht die Hochschulausbildung in den Künsten und welche Rolle dabei die digitale Transformation einnimmt. Technische Fertigkeiten, Medien und Geräte kommen zunehmend zum Einsatz und prägen das studentische Selbst neu. Inwiefern dabei soziale Ungleichheiten ins Spiel kommen, ist kaum erforscht. Im Rahmen des SNF-Projekts *Digitales Kapital im Einsatz* ging ein Forschungsteam den Fragen nach, welche digitalen Praktiken sich Studierende aneignen, wie sie solche Fähigkeiten anwenden und wie Dozierende und Hochschulangehörige diese schliesslich bewerten. Die Ergebnisse wurden nun im *transcript Verlag* veröffentlicht.

Zwei Forscher aus dem SNF-Projekt *Cherubini und die Kompositionslehre am Pariser Conservatoire* präsentieren am 2. Studientag der SMG
Im September präsentierten zwei Projektbeteiligte des SNF-Projekts *Luigi Cherubini und die Kompositionslehre am Pariser Conservatoire* am 2. Studientag der Schweizerischen Musikforschende Gesellschaft (SMG) für den wissenschaftlichen Nachwuchs in Basel. Während Vivian Domenjoz in seinem Vortrag über *Cherubini und die Kompositionslehre am Pariser Conservatoire zu Beginn des 19. Jahrhunderts* sprach, erklärte Sean Curtice die Einflüsse der Partimento-Tradition auf das Amerikanische Konservatorium.

Die Veranstaltungsreihe *Forschungs-Mittwoch* startet in eine neue Runde
Den Auftakt der Reihe machten Ende September Michael Günzburger und Luzia Hürzeler im Kino Rex mit *Wie Leben in Bilder von Tieren fährt*. Zu Beginn der Veranstaltung wurde der Film Eisbär gezeigt, der ein Langzeitprojekt von Michael Günzburger dokumentiert. Im Anschluss daran sprachen die beiden Kunstschaffenden über die Berührungspunkte ihrer Arbeiten. Anfang Oktober unterhielt sich dann Carmen Effner mit ihrem Gast Thomas Klinke über *Alles Luther! Alles Cranach? Wie der Kritische Katalog der Luther-Bildnisse (1519–1530)* entstand.
Weitere Veranstaltungen:
→ hkb.bfh.ch/forschungs-mittwoch

Wir gratulieren:
→ Manuel Bärtsch zum SNF-Projekt *Nebendarsteller*innen in der Hauptrolle – Pianistische Interpretation um 1900 jenseits der Heroenerzählungen*
→ Robert Lzicar (HKB) und Davide Fornari (SUPSI) zum gemeinsamen SNF-Projekt *The Cultural Turn in Swiss Graphic Design from the 1980s to 2020*
→ Cornelius Palmbach und Markus Küffner zum Innosuisse-Projekt *MIEWA – Multispectral Imaging for Examination of Works of Art*
→ Arne Scheuermann und Eliane Gerber zum SNF-Projekt *Kommunikationsdesign im gewaltfreien Aktivismus*
→ Chris Walton zum SNF-Projekt *Helvetia through a Twelve-Note Lens: A 20th-Century History of Swiss Musical Modernism, Progress and Regression*

Zu Gast

Michèl Kessler

Ein ungewöhnlicher junger Mann mit Ecken und Kanten – smart und einnehmend, 25 Jahre alt und sehr erfolgreich. Das Erfolgsgeheimnis von HKB Alumnus Michèl Kessler: er tut, was er tun will; er ist, wer er ist und er lebt sein Leben nach seinen eigenen Grundsätzen.

Foto: zvg

Mit meinen Fragen erreiche ich Michèl Kessler nicht in Bern, auch nicht in Zürich, sondern im Big Apple, in New York, dort wo er bei TikTok, LinkedIn und Snapchat vorbeischaut – zusammen mit Kolleg*innen von ZEAM, einer etwas anderen Agentur. Sie sind auf der Suche nach neuen Entwicklungen und Möglichkeiten, Plattformen ganz in ihrem Sinne zu nutzen. Wirklich gewundert hat mich es allerdings nicht, ihn dort zu erreichen. Ich kenne Michèl seit ein paar Jahren und durfte ihn im Studium unterrichten. Er hat Multimedia Production studiert mit dem Schwerpunkt «Journalismus – multimedial».

Mit seinen 25 Jahren ist er Teil der Generation Z und schon immer hat ihn genervt, dass alle seiner Generation vorschreiben wollen, wie sie zu sein hat und welche Anforderungen sie erfüllen müsste. Michèl setzt genau hier an. Statt immer nur über die Gen Z zu reden, müsse man mit ihr sprechen, ihr zuhören und damit auch ihm zuhören.

Für ihn steckt in der jungen Generation ganz viel Power und Energie. Um dieses Potential nutzbar machen zu können, brauche es aber auch neue Wege und Herangehensweisen, meint er. Und damit beschäftigt sich Michèl Kessler tagtäglich und nicht erst seit er bei ZEAM ist. Schon früh hat er sich mit seiner Generation und mit sich selbst auseinandergesetzt – immer mit dem Ziel gemeinsam und nicht über Gen Z zu kommunizieren.

Seit fast zwei Jahren arbeitet der junge Kreative beim führenden Gen Z Unternehmen ZEAM – so zumindest sieht die Agentur sich selbst. Die Identität des Unternehmens passt perfekt zu Michèls Grundsätzen – mit der Gen Z sprechen und nicht über sie. Und dann den Firmen helfen, mit seiner Generation in echte Kommunikation zu treten.

ZEAM hat es sich zur Aufgabe gemacht, nicht nur Einfluss auf die Gesellschaft zu nehmen, sondern auch die Strukturen von Wirtschaft und Politik im Sinne der Gen Z zu beeinflussen. Michèl war der ersten Festangestellte von ZEAM und leitet mittlerweile als Head of Creative beim jungen Unternehmen ein Team von knapp 18 talentierten jungen Leuten.

Neue Wege suchen, aber sie dann auch gehen, zeichnet Michèl aus. Bereits im ersten Semester seines Studiums hat er mit anderen Studierenden das Realityformat *Millennials in Paradise* in Zusammenarbeit mit dem *Blick* konzipiert und umgesetzt. Rund 800 000 Schweizer*innen haben sich die Webshow angeschaut. Schon hier war das Ziel auf Vorurteile hinzuweisen und zu zeigen, wie seine Generation wirklich ist.

Aus gutem Grund hat er aber im Studium den Schwerpunkt Journalismus gewählt. Ob Podcasts, Texten oder Radio, Michèl liebt es, Geschichten zu erzählen und in andere Lebenswelten einzutauchen – neugierig und ohne Vorurteile. Und so arbeitet er frei für das *akut-mag,* macht Podcasts, setzt sich auf SocialMedia für die LGBTQ+ ein und moderiert auf Bühnen. Ein echter Auftreter ist er schon und eine eigenwillige Persönlichkeit, mit der man diskutieren und streiten kann.

Text: Heiner Butz
ist Dozent in den HKB-Studiengängen Master Multimedia Communication & Publishing und Bachelor Multimedia Production.

Nachruf

Christian Jaquet

Am 17. Juli dieses Jahres verstarb mit 87 Jahren Christian Jaquet. Mit Christian Jaquet hat die HKB einen ihrer grossen Förderer und Entwickler verloren. Ob als Begründer des Studiengangs Visuelle Kommunikation, als Leiter des grossen Forschungsprojekts über die «Marke Schweiz», ob als Vernetzer von Studierenden und Dozierenden – Christian Jaquet war ein Vorbild und ein Ermöglicher, ein sympathischer Denker und humorvoller Kollege, der mit seiner begeisterten und begeisternden Art den lebendigen und offenen, neugierigen und fördernden Stil der HKB massgeblich mitgeprägt hat. Ein Mensch, der Menschen auf unvergleichliche Weise nahm, wie sie sind, und ihre Stärken im richtigen Moment einzusetzen wusste.

Als Verfechter von Ideen und ständig auf der Suche nach dem «warum?» wusste er in beeindruckender Art zu kommunizieren, verbal und visuell gleichermassen, immer mit enormem Respekt für das Gegenüber, narrativ und mit verblüffender Rhetorik, direkt und ohne Dekoration.

Als studierter Politologe zog es ihn schon früh in die Werbung. Mit seiner kleinen, aber feinen Agentur im Berner Matte-Quartier schuf er – erst mit dem Partner Alfred Hablützel, später in Eigenregie mit seinem Atelier Jaquet – Werbung von einer eindrücklichen kulturellen Qualität. Er und sein grossartiges kleines Team stemmten Schwergewichte wie Schweppes, Création Baumann, Löw Boutique, de Sede, USM und Thut Möbel und schufen visuelle Kommunikation von Weltniveau, für die sie international mit Preisen bedacht wurden.

Zu Beginn der Neunzigerjahre schloss er sich mit seinem Atelier Jaquet der Seiler DDB-Gruppe an, in der er als Leiter der Berner Agentur fungierte und beispielsweise die weltweit mehrfach ausgezeichnete Kampagne *Footprint* für Bally mitverantwortete.

Eine glückliche Hand bewies Christian stets, wenn es die Rekrutierung neuer Leute ging. Schlange standen sie – und es gibt wohl niemanden aus der Branche, der oder die da nicht hätte arbeiten wollen. Gefordert hat er die Mitarbeitenden und sie unmerklich gefördert, sodass ihr Rucksack randvoll mit wertvollem Wissen war, wenn sie weiterzogen. Diese Begeisterung für begeisternde Menschen und das Händchen für die richtige Mischung bewies er auch an der HKB. Viele Assistierende, Dozierende und Designforschende kamen wegen Christian Jaquet an die HKB – nicht wenige blieben seinetwegen – und noch heute prägt sein Erfindergeist Teile unseres Studienangebots.

Doch auch neben und nach seiner Zeit bei der HKB – als Hebamme unzähliger Projekte wie des Berner Hauses der Religionen, der Schweizer Design Stiftung und des Designzentrums Langenthal, als Maler, Aphoristiker, Kulturvermittler – war Christian Jaquet

Foto: Edouard Rieben

ein Fixstern in der kulturellen Landschaft Berns und über Bern hinaus und blieb der HKB stets freundschaftlich verbunden.

Sein eingangs erwähnter Humor, sein Schalk und sein Lachen waren einnehmend und sind unvergessen. Dass dies bis zum Schluss so blieb, lässt die an seiner Abdankung vorgetragene Anekdote vermuten. Bis zum Schluss habe er die Todesanzeigen mit Interesse studiert. Viele verschiedene Sätze könne man da finden, pflegte er zu sagen. Nur dem einen Satz sei er nie begegnet: *Da lieg ich nun und kann nicht anders.*

Wir verlieren mit ihm einen begnadeten Netzwerker und abenteuerlichen Denker, einen schlauen Kopf mit einem grossen Herzen. Christian, wir werden dich vermissen.

Text: Arne Scheuermann/Andréas Netthoevel

Student*in im Fokus

Simona Shurbevska

Die Pianistin Simona Shurbevska studiert im Master Music Performance. Als Kind wollte sie Sängerin werden und performte mit einem Plastikmikrofon.

Foto: Tim Rod

«Brahms, Chopin und Schubert lassen mich schmelzen», schwärmt die Pianistin Simona Shurbevska über ihre Lieblingskomponisten. Schubert habe sie allerdings erst im letzten Jahr für sich entdeckt. Ein Dozent an der HKB habe sie dazu angeregt, den österreichischen Komponisten zu spielen. «Nun bin ich verrückt nach Schubert», so Shurbevska. Sie hat soeben ihr Masterstudium in Music Performance, mit einer Vertiefung in Music in Context, an der HKB begonnen. «Ich liebe Bern, denn es regnet viel. Und bei solchem Wetter bin ich besonders kreativ», so die im Jahr 2000 in Nordmazedonien geborene Studentin.

Mit sieben Jahren fing sie an, Klavierstunden zu nehmen. Ihre erste Leidenschaft galt allerdings dem Schwimmen und dem Singen. «Meine Mutter erinnert sich daran, dass ich regelrecht erstarrte, wenn im Fernsehen gesungen wurde.» Shurbevska verlangte nach einem Mikrofon und erhielt eines aus Plastik, das sie rege für familieninterne Auftritte nutzte. Sie wollte in einem Chor singen und besuchte schliesslich die lokale Musikschule, wo sie sich für das Klavierspielen entschied, weil es das Instrument war, das sie von zu Hause kannte. «Mein Urgrossvater hatte ein kleines Klavier besessen, das bei uns herumstand.» Anfangs übte sie kaum. Wenn die Eltern sie ermahnten zu spielen, sagte sie: «Vielleicht später.» Druck habe es keinen gegeben. Mit 14 Jahren hatte sie dann so etwas wie ein Erweckungserlebnis. «Ich spielte an einem wunderschönen Sommertag, mit meinem Bruder zusammen, in unserem Hinterhof.» An jenem Tag verkündete sie wie aus dem Nichts: «Ich will Klavier studieren.» Nachdem sie die Musikschule in ihrer Heimatstadt Bitola beendet hatte, studierte sie in Skopje an der staatlichen Musikakademie und nahm an verschiedenen Meisterklassen teil.

Musik und Mussaka

Nun in Bern einen Master in Music Performance zu absolvieren, bedeutet Shurbevska viel. Das reiche Musikerbe aus dem Balkan will sie vermitteln, weil sie glaubt, dass Osteuropa oft einseitig wahrgenommen wird. «Viele verbinden den Balkan vor allem mit Wirtschaftskrise und armen Leuten.» Wenn sie in Lugano erzählte, sie käme aus Mazedonien, stellte sie fest, dass viele nicht wussten, wo das liegt. Nationalistisches Denken liegt Shurbevska fern. «Es gibt eine gemeinsame Balkankultur», ist sie überzeugt. Alle Länder seien durch die Herrschaft der Ottomanen geprägt worden. «Bei meiner Grossmutter standen ganz selbstverständlich Bücher auf Serbisch und Kroatisch im Regal.» Das gemeinsame musikalische Erbe vergleicht sie mit dem Essen. «Mussaka ist ein typisch balkanisches Gericht aus Kartoffeln, Eiern, Milch und Rindfleisch.» Doch jedes Land mache noch ein wenig etwas Eigenes daraus. «Die Griechen etwa benutzen Auberginen anstelle von Kartoffeln.» Mit den Volksliedern verhalte es sich ähnlich.

Shurbevska stiess auf ein Lied, das in Serbien sehr bekannt ist. Tatsächlich hatte ein Unbekannter die Melodie des englischen Komponisten Archibald Joyce (1873–1963) für sein Stück *An autumn dream* mit einem schwärmerischen Text einer serbischen Frau, die an Liebeskummer gelitten hatte, zusammengefügt.

Generationenübergreifend

Da Musik verbindet statt diskriminiert, kann sie mehr als unterhalten. Neue Ansätze an der HKB versuchen, diesem Umstand Rechnung zu tragen. Shurbevska besucht aktuell das Modul *Musik und soziale Arbeit*. Anlässlich eines Workshops trafen diesen Herbst Studierende aus beiden Disziplinen in *Terra Vecchia*, einem Tessiner Dorf, zusammen. Während fünf Tagen schlief die Gruppe unter ein und demselben Dach und suchte gemeinsam nach Anknüpfungspunkten zwischen sozialer Arbeit und Musik. «Es war eine sehr intensive Zeit», so Shurbevska. In verschiedenen Gruppen wurden individuelle Ideen ausgearbeitet. Shurbevskas Gruppe plant nun ein generationenübergreifendes Projekt. Auslöser dazu war das Treffen mit einem Tessiner Arzt, dem Leiter eines Pflegeheimes in Lugano, bei dem die Studierenden auf offene Ohren stiessen. Kinder und Senioren sollen im Dezember im Rahmen eines generationenübergreifenden Projektes in zwei Pflegeheimen, einem in Lugano und einem in Bern, gemeinsam musizieren.

«Wir wollen, dass die Leute sich selbst ausdrücken können, unabhängig von ihrer musikalischen Vorbildung.» Auch einen Chor aus Afghanistan will Shurbevskas Projektgruppe beiziehen. Sie selbst wird natürlich am Klavier sitzen. «Wir nutzen die Magie von Weihnachten und wollen Jung und Alt glücklich machen.» Als Shurbevska als Studierende nach Lugano kam, sprach sie kein Wort Italienisch. «Eine befreundete Studentin aus Rom brachte mir die Sprache bei.» Statt Grammatik zu büffeln, sprach sie der Freundin einfach ganze Sätze nach. In drei Monaten sprach sie – wohl aufgrund ihres Musikgehörs – die Sprache fliessend.

Text: Helen Lagger
hat Kunstgeschichte, Literatur und Journalismus studiert. Sie schreibt für verschiedene Zeitungen in Bern.

Absolvent*in im Fokus

Eléonore Bernard

Die Erhaltung von Kunstwerken aus dem digitalen Zeitalter stellt eine besondere Herausforderung dar. Eléonore Bernard, Alumna des Masters Conservation-Restoration in der Vertiefung «Moderne Materialien und Medien», widmet sich diesen beziehungsreichen Prozessen am Kunsthaus Zürich und trägt damit zur Etablierung eines noch wenig beachteten Berufsbildes bei.

Foto: Tim Rod

Die gesamte Medienkunstsammlung des Kunsthauses Zürich, etwa 650 Werke, befinden sich aktuell in der Obhut von Eléonore. Fünfzig dieser Werke werden im Rahmen eines einjährigen Projektes aufgearbeitet. Sie wurden zwischen 1995 und 2005 angekauft, abgespeichert auf digitalen Datenträgern verschiedener Natur. Es gilt, sie zu sichern. Eine grosse Aufgabe, wenn man bedenkt, dass schweizweit bisher lediglich vierzig feste Stellenprozente, verteilt auf nur zwei Institutionen, für die Medienerhaltung im musealen Bereich geschaffen wurden. Die Hälfte davon gehören ihr, den grössten Teil der Arbeit im Kunsthaus Zürich übernimmt Eléonore jedoch als Projektangestellte, wie beispielsweise im eben erwähnten, befristeten Projekt.

Das «coole Projekt», wie sie sagt, ist eine interne Kollaboration der Restaurierungsabteilung mit der Grafischen Sammlung. So kümmert sich ein Kunsthistoriker um die inhaltliche Aufarbeitung der Werke, die Prüfung der Unterlagen und die Erfassung in der Datenbank. Gemeinsam werden Fragenkataloge für die urhebenden Künstler*innen entworfen, wenn Unklarheiten zur Präsentation der Werke bestehen, zur Produktionsgeschichte oder zu technischen Fragestellungen. Einerseits lerne sie so die Sammlung des Kunsthauses besser kennen, das eigentlich Spannende sei aber das technisch-praktische Arbeiten direkt an der Materie: «Ich arbeite wirklich an diesen Objekten, muss sie konservatorisch sichern und mich teilweise weiterbilden, wenn ich es mit komplexen Fällen zu tun habe, für die mir noch die Methodik fehlt. Ich kann dann mit externen Experten zusammenarbeiten, das ist wirklich toll.»

Dabei hatte Eléonore, die vor ihrem Studium eine Ausbildung zur Buchmalerin gemacht hat, gar nicht unbedingt vor, diese Richtung einzuschlagen. Es habe sie ein bisschen ausgesucht, sagt sie, es hat sich so ergeben. Vor allem durch Agathe Jarczyk, die an der HKB Medienerhaltung «unglaublich begeisternd» vermittelte, liess sie sich auf das Thema ein. Durch sie sei sie neugierig geworden und habe ein wertschätzendes Interesse für Technologien entfalten können, das inzwischen sogar zu einem persönlichen Anliegen gereift ist. Mit einem Blick auf ihre Generation und das Kunst- und Kulturerbe der Jahrtausendwende ist es ihr wichtig geworden, dass Produktionen nicht komplett verschwinden, weil die Träger, auf denen sie sich befinden Kompatibilitätsprobleme haben oder nicht mehr verfügbar sind – wie z.B. Webseiten aus den späten Neunzigern.

Auf die Frage, inwiefern sich die Erhaltung von Werken digitaler Natur von klassischer Restaurierungsarbeit unterscheidet, reagiert Eléonore wie folgt: Grundsätzlich sei es derselbe Ansatz, man habe es eben einfach mit anderen Objekten und Materialitäten zu tun. Das immer Verbindende sind die Grundprinzipien, welche die verschiedenen restauratorischen Fachrichtungen zusammenhalten. Da es sich immer um Eingriffe in die Originalsubstanz handelt, geht es um den Schutz von Integrität und Authentizität. Die Umsetzung muss ethischen Anforderungen entsprechen, die Dokumentation den Standards. Ein Unterschied bei Medienobjekten ist die Duplizierbarkeit und damit die Frage nach dem Original. Das macht es spannend und manchmal schwieriger, weil man unter Umständen nicht nur ein Objekt hat, sondern mehrere. Welches ist dann das Original, und was überhaupt ist Originalsubstanz? Wie streng ist in diesem Kontext die Definition von «Urzustand»? Was muss konserviert werden, um Medienkunstwerke für die Zukunft zu erhalten? Eléonore findet, dass dies weniger eine Frage der Materie sei, sondern vor allem eine Frage der künstlerischen Intention. Wurde das Kunstwerk eher skulptural erschaffen oder wiegt der interaktive Charakter vor?

Dieser Kulturwechsel ist auch im Bewusstsein vieler Künstler*innen angekommen. Medieninstallationen werden immer öfter mit Angaben zur gewünschten Präsentation oder den Geräten, welche der Interaktionsfläche mit dem Publikum dienen, versehen. Sie sind offen für den Dialog, wenn es um weiterführende Fragen zur langfristigen Erhaltung ihrer Kunst geht. Ist die historische Form wichtig, auch für zukünftige Präsentationen, oder soll im Gegenteil das Werk in der Gegenwart weiterentwickelt werden? Der zeitnahe Dialog und Überlegungen zur Verfügbarkeit von Technologie sind, wie in vielen anderen Bereichen auch, wesentlich geworden. Und auch das macht für Eléonore den Reiz aus: die Arbeit mit der unbekannten Grösse, neue Konzepte wie «Media Archeology» und die Unvorhersehbarkeit der Entwicklung der historischen Relevanz des Ursprungskontextes.

Eléonore Bernard hat ihr Studium an der HKB im Jahr 2020 mit der Masterthesis *Bornes along the journey of L'Hourloupe – An Art technological study of Jean Dubuffet's early transfers on resin on the basis of Borne au Logos IV (1966)* abgeschlossen und ist neben ihrer Tätigkeit am Kunsthaus Zürich auch als freischaffende Restauratorin im Restaurierungskollektivs *Atelier 40a* in Bern.

Text: Kerstin Linder

Immatrikulationsfeier 2022

Am 19. September 2022 feierte die HKB im Sternen zu Bümpliz den Start ins Herbstsemester 2022/2023.

Anlässlich der *Immatrikulationsfeier* besammelten sich morgens im ehrwürdigen Sternensaal rund 250 angehende Künstler*innen aller Sparten, die in diesem Semester neu an der Hochschule der Künste Bern studieren. Während Mitglieder der Departementsleitung der HKB die verschiedenen Fachbereiche vorstellten, konnten die aus der ganzen Welt angereisten Studierenden einen ersten Blick in das vielfältige und vielschichtige Geschehen an der HKB werfen. Am gleichen Tag, abends, wurde zum grossen *HKB-Fest* in eben diesem Saal eingeladen. Die Studierenden, aber auch Mitarbeitende und ältere Semester der HKB, liessen sich vom kulinarischen und künstlerischen Angebot begeistern. Das ungezwungene Rendez-vous fand in Berns Westen einen passenden Ort.

Vielen Dank allen Besucher*innen, dem Sternensaal Bümpliz, dem Buffet Nord für Speis und Trank und der Agentur *Kulturesk* für das Kulturprogramm. Wir sehen uns hoffentlich in einem Jahr wieder, zur Immatrikulationsfeier und zum *HKB-Fest 2023*.

Text: Christian Pauli
Fotos: Sarah Glauser

KUNSTMUSEUM
THUN

4.2.–16.4.2023
MARGUERITE SAEGESSER UND THEO GERBER

29.4.–28.5.2023
AESCHLIMANN CORTI-STIPENDIUM

10.6.–3.9.2023
REENA KALLAT

16.9.–3.12.2023
NOT MY CIRCUS, NOT MY MONKEYS

Cantonale Berne Jura
Dez 2022 – Jan 2023 cantonale.ch

Isamu Noguchi

23
9
22

8
1
23

Zentrum Paul Klee
Bern

Gegründet von
Maurice E. und Martha Müller
sowie den Erben Paul Klee

Isamu Noguchi, *My Mu*, 1950, Seto-Keramik, 34,3×24,1×16,8 cm, Foto: Guido Schiefer, Köln, Isamu Noguchi Foundation and Garden Museum, New York © INFGM / 2021, ProLitteris, Zürich

Ein Weiterbildungsstudiengang stellt sich vor

Certificate of Advanced Studies InterActing

Professionelles Schauspielhandwerk im Ausbildungskontext einsetzen, dabei Theorie und Praxis verbinden und neue Anwendungsgebiete erschliessen.

Darstellende sind es gewohnt, auf der Bühne komplexe Situationen und Beziehungen aufzubauen. Sie können auf Spielpartner*innen eingehen und glaubwürdige Figuren darstellen. Auch in emotional geladenen Momenten des Spiels sind sie sich immer bewusst, dass sie spielen. Sie behalten die Kontrolle und gestalten das Geschehen.

Diese Fähigkeiten werden zunehmend auch in weiteren Anwendungsgebieten gewinnbringend eingesetzt. In vielfältigen Aus- oder Weiterbildungen trainieren Schauspieler*innen mithilfe zielgerichteter Rollenspiele das Kommunikationsverhalten von Menschen. Somit bilden ihre schauspielerischen Kompetenzen die Grundlage für die Gestaltung möglichst realitätsnaher Simulationen. Als Kommunikationstrainer*innen ermöglichen sie den Interaktionspartner*innen intensives, praxisnahes und erlebnisreiches Lernen. Das kommunikative Verhalten in einer Simulation will bewusst gestaltet und reflektiert sein. Kommunikationstrainer*innen kombinieren ihre künstlerischen Fähigkeiten mit grundlegendem Wissen aus der Kommunikationstheorie. Der CAS befähigt Absolvent*innen, Trainings mit unterschiedlichen Zielsetzungen auf hohem Niveau zu konzipieren und durchzuführen.

Dieser Kurs richtet sich an professionell arbeitende darstellende Künstler*innen, die einen Hochschulabschluss besitzen oder eine adäquate Ausbildung absolviert haben. Bei entsprechender Berufserfahrung sind auch Aufnahmen sur dossier möglich. Die Teilnehmenden erschliessen sich ein neues Berufsfeld oder möchten ihre bisherige Tätigkeit als Rollenspieler*innen fundierter ausüben können. Ein wichtiger Benefit eines Weiterbildungskurses ist zudem, das eigene Netzwerk zu erweitern. Im Hinblick auf das lebenslange Lernen bietet dieses Angebot eine der wenigen Weiterbildungsmöglichkeiten mit formalem Abschluss für Darstellende an einer Schweizer Hochschule.

Die im CAS InterActing vermittelten Kompetenzen basieren auf Erkenntnissen einer interprofessionellen Forschungszusammenarbeit der HKB mit der BFH Gesundheit. Das Projekt *Schauspielerisches Praxiswissen – Kompetenzen professioneller Schauspieler*innen in Kommunikationstrainings im Gesundheitsbereich* untersuchte aus verschiedenen Perspektiven, welche Haltungen und Fertigkeiten bei Kommunikationstrainer*innen zentral sind, damit sie wirksame Trainings gestalten können.

Die Ausbildung ist modular aufgebaut und nach thematischen Schwerpunkten gegliedert. Die definierten Lernziele der jeweiligen Kurstage und Module sind miteinander vernetzt.

Foto: Eleni Kougionis

Im Gespräch mit der Absolventin Julie Bräuning

Was haben Sie besonders geschätzt am CAS?
Den überzeugenden und aktuell relevanten Inhalt des Studiums, die Kompetenz und Transparenz der Dozent*innen und den wertschätzenden Umgangston von A bis Z.

Welches Erlebnis während der Weiterbildung hat Sie besonders geprägt?
Für mich war dies der Moment, als eine Dozentin gesagt hat: «Wir kommunizieren so mit euch, wie wir uns wünschen, dass ihr später als Kommunikationstrainer*innen kommuniziert.» Hierbei ging es um Transparenz. Also wenn ich zum Beispiel sage: «Ich habe jetzt gerade den Faden verloren …», ist das ein Zeichen von Transparenz, von Kompetenz und von Stärke. Ich tue nicht so, als ob es keine Schwierigkeiten gäbe, sondern wenn eine Schwierigkeit oder eine Störung auftaucht, mache ich das transparent. Wenn ich eine Unsicherheit verspüre, möchte ich mich nicht als allwissend hinstellen, sondern gebe offen zu, dass ich nachfragen oder nachlesen muss. Diese Einstellung hilft auch den Zuhörenden, denn so müssen diese nicht zwischen den Zeilen lesen. Ich nehme diese Erkenntnis mit in meinen Unterricht und gebe sie an meine Studierenden weiter.

Wenn Sie in die Zukunft blicken, was kommt Ihnen in den Sinn zum Stichwort Weiterbildung? Wo sehen Sie sich in fünf Jahren?
Für mich ist bereits das eingetroffen, was ich mir erwünscht hatte. Unsere Klasse vom CAS InterActing 2019 ist nach wie vor in Kontakt und im Austausch. In dieser Gruppe haben wir uns vor einiger Zeit dieselbe Frage gestellt. Ich wünschte mir, dass ich an ein bis zwei Hochschulen zu kleinen Pensen unterrichten kann. Inzwischen ist das eingetroffen und ich unterrichte mittlerweile an drei Hochschulen in unterschiedlichen Formaten. In fünf Jahren möchte ich gerne weiterhin an diesen drei Hochschulen unterrichten und weiter an Sicherheit und Erfahrung gewinnen. Dabei ist mir wichtig, die Weiterbildung Kommunikationstrainerin mit meinem Herkunftsberuf Schauspielerin zu verbinden und diese Synergie stetig auszubauen.

Was hat Sie während der Weiterbildung überrascht? Gibt es da ein Erlebnis, welches Sie geprägt hat?
Mich hat weniger ein Ereignis geprägt, sondern eine Erkenntnis. Ich war berührt, was es mit mir macht, wenn mit mir so kommuniziert wird, wie es in diesem CAS durchgehend praktiziert wurde. Die Kommunikation war stets wertschätzend, ressourcenorientiert, stärkend und gewaltfrei. Ich habe gemerkt, dass diese Art von Kommunikation, die ich so erfahren habe und sozusagen am eigenen Körper erlebt habe, mich positiv beeinflusst. In diesem CAS wurde mir nochmals bewusst, wie wichtig mir diese Art der Kommunikation ist. Sodass ich sie zu meiner beruflichen Haltung deklariert habe, welche ich immer weiter ausbauen möchte.

Mit was beschäftigen Sie sich aktuell beruflich?
Einerseits beschäftige ich mich mit der Rolle einer Dozierenden an verschiedenen Hochschulen, was für mich noch neu ist. Nun bin ich Trainerin bzw. Dozentin und eine Person, die Wissen weitergibt. Ausserdem beschäftige ich mich mit dem Thema, dass es immer weitergeht. Ich möchte mich stets weiterbilden, fit bleiben und verstehen, wo die Studierenden der jüngeren Generation stehen.

Des Weiteren interessiert mich die Verbindung meiner beiden Berufe, Schauspielerin und Kommunikationstrainerin. Hier bin ich auf der Suche danach, wie ich meine Berufserfahrung als Schauspielerin und mein Wissen als Kommunikationstrainerin weiter vereinen kann. Wo gibt es überall Bereiche, die sich da gegenseitig befruchten? Ich bin überzeugt, dass diese beiden Felder einander enorm bereichern können.

Wem würden Sie den CAS weiterempfehlen?
Ich empfehle den CAS allen Theaterschaffenden, die nach einer Möglichkeit suchen, ihr Berufsfeld zu erweitern, und sich für wertschätzende, stärkende und ressourcenorientierte Kommunikation interessieren.

Informationen / informations

Mit dem erfolgreichen Abschluss erwerben Sie nachfolgende Kompetenzen:
- → Sie erfassen ausgewählte kommunikationstheoretische Modelle und transferieren die daraus resultierenden Handlungen ins Rollenspiel bzw. ins Feedbackgespräch
- → Sie konzipieren Kommunikationstrainings auf der Basis von Rollenspielen, führen diese durch und reflektieren die Trainings
- → Sie entwickeln aufgrund von Lernzielen eine glaubhafte Figur für ein Rollenspiel
- → Sie nehmen das Erleben der dargestellten Figur aktiv wahr und stellen die Wahrnehmungen der Figur verbal differenziert dar
- → Sie moderieren Rückmeldungsgespräche lösungs- und ressourcenorientiert
- → Sie führen ein Projekt von der Auftragsklärung bis zur Rechnungsstellung durch

Modulgruppen
- → Modul 1: Schauspielerische Methoden – Vertiefung Improvisation, Directing on Stage, spezifische Repetitionsmethoden, Training Rollenwechsel/Rollenreflexion
- → Modul 2: Kommunikationstraining – Pädagogik: Lernpsychologie, Didaktik, Reflexion, Kommunikationstheorien (u. a. personenzentrierte Gesprächsführung, lösungs- und ressourcenorientiertes Arbeiten, nonverbale Kommunikation), Wahrnehmungsschulung, Feedbacktechniken, Moderationsmethoden
- → Modul 3: Professionalisierung und Positionierung – branchenspezifische Auftragsklärung, Offertstellung, Konzeptentwicklung mit Auftraggebenden, Planung der Durchführung, Evaluation, Projektschritte, Positionierung und Marketing

Kompetenznachweis
Reflexionsarbeit und Präsentation eines eigenen Projektes

Anmeldeschluss
19. Januar 2023

Kursstart
März 2023

Anmeldung und Durchführungstermine
hkb.bfh.ch/interacting

Kontakt
Sibylle Matt Robert, Leiterin Weiterbildung
sibylle.matt@hkb.bfh.ch

Sibylle Matt Robert studierte Schauspiel an der Schauspiel-Akademie Zürich (heute: Zürcher Hochschule der Künste) und arbeitete während zehn Jahren als Schauspielerin an diversen Theatern in Deutschland und der Schweiz. Während zwanzig Jahren hat sie den Bereich Kommunikationstraining an der Berner Fachhochschule Gesundheit aufgebaut und geleitet. Für den Einsatz von Kommunikationstrainings in der Lehre unter Einbezug von Forschung, Weiterbildung und Dienstleistung wurde sie 2014 mit dem Credit Suisse Award for Best Teaching ausgezeichnet. Seit 2022 leitet sie die Abteilung Weiterbildung der Hochschule der Künste Bern (HKB).

Foto: Corinne Futterlieb

Schaufenster – Arbeiten aus der HKB
Als Partizip kann Fieber ein fieberndes Suchen und Hoffen sein: Der Zustand von Unruhig-Sein, Nicht-Still-Stehen-Können, das Ge-trieben-Sein. Also ein Zustand, der nicht nur im Körper, sondern auch nach aussen wirkt. In der Arbeit *Constant Fever* von Nadine Kunz ist Fieber ein Zustand, der von einem konkreten körperlichen Symptom zu einem allgemeingültigen Zustand wird.

Nadine Kunz (*1990) studierte zeitgenössischen Tanz in Berlin, Fine Arts in Bern und Tel Aviv. Aktuell studiert sie im Master Art Education an der Hochschule der Künste Bern.

Constant Fever von Nadine Kunz, Schaufensteredition XIV, Fellerstrasse 11, November 2022. Performerin: Melisa Su Taşkıran